

Didier Burkhalter gegen die Neutralität, Bastien Girod für den Atomausstieg

DIE WELTWOCHEN

Nummer 45 – 10. November 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Andreas Thiel
**Wann der
Pazifist
töten muss**

FRAUEN, SEX & KUNST
Die Femme fatale
in der Literatur

FREISINN
Philipp Müller
wieder auf Abwegen

MODE
Das Ende des
Ausschnitts



Donald Trump: Die Sensation Die Revolution

Und, ja, die Ohrfeige fühlt sich gut an







PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960/1A



GÜBELIN

gubelin.com/patek-philippe

Im Ruhestand seine Leidenschaft zum Beruf machen?

Und nochmals ganz von vorne anfangen?
Ausser beim Geld?

Älter werden fängt früher an, als man meint.
Vereinbaren Sie noch heute einen Termin und erhalten Sie
Antworten auf alle wichtigen Fragen rund um die Vorsorge.
Mehr Informationen unter ubs.com/vorsorge



Wen hätten Sie gewählt? US-Präsidentschaftswahlen.

Die US-Wahlen sind hinter den Kulissen der *Weltwoche*-Redaktion ein generalstabsmässiger Anlass. Auch diesmal wurden Titelgeschichten für beide Wahlausgänge vorbereitet, ausserdem eine Variante «Hängepartie» mit entsprechenden Titelblättern. Für unsere Dossiers verpflichteten wir namhafte Autoren. Wir steigen mit dem Schwerpunkt «Präsidentschaftswahlen» ein und bieten auch im hinteren Heftteil Perlen. **Seite 11–25, 58**

Vor einem Jahr hat die *Weltwoche* erstmals publik gemacht, dass es im Umfeld der Winterthurer An-Nur-Moschee eine Zelle der Terrororganisation Islamischer Staat (IS) gibt. Das Raunen in den Medien war unüberhörbar: Reporter Kurt Pelda musste sich von Berufskollegen anhören, er recherchiere mit unethischen Methoden und zudem sei das Gerede vom IS in Winterthur masslos übertrieben. Selbst der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) hielt den Begriff «Zelle» für nicht angebracht. Welche Quellen könne Pelda denn vorbringen, welche Beweise, fragten Journalisten, die selbst noch nie eine Schweizer Moschee von innen gesehen hatten. Noch im April dieses Jahres behauptete Maurice Thiriet, inzwischen Chefredaktor des Nachrichtenportals *Watson*, dass es in der Schweiz keine «islamistischen Extremisten» gebe. Spätestens vor einer Woche wurde das als Humbug entlarvt. Die Polizei führte eine Razzia in der Winterthurer Moschee durch und verhaftete den Imam und den Vorsteher des Moscheevereins. Auslöser war eine Recherche der *Weltwoche*. Nun wäre es gut, wenn die Behörden in anderen Kantonen ähnlich genau hinsähen. Das gilt für die beiden Basel, Bern, Luzern und den Aargau. Bevor die Verantwortlichen die Fakten von der *Weltwoche* vorgesetzt bekommen. **Seite 42**

Der Bundesrat spiele beim Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative, die die Masseneinwanderungsinitiative wieder rückgängig machen will, grobfahrlässig mit seiner Glaubwürdigkeit: Dies moniert Finanzminister Ueli Maurer in einem vertraulichen Mitbericht, wie Bundeshausredaktor Hubert Mooser recherchiert hat. **Seite 38**

Ein *Weltwoche*-Leser machte Kulturchef Rico Bandle vor einigen Monaten darauf aufmerksam, dass er den Bassisten der legendären Rockband Deep Purple, Roger Glover, mehrmals in einem Musikgeschäft im aargauischen Frick angetroffen habe. Neugierig aufgrund dieser Information rief Bandle bei dem Geschäft an. Ja, es stimme, Glover sei hier Kunde, wurde ihm gesagt. Nicht nur das: Der weltbekannte Musiker besuche wann immer möglich die Probe der Band des Ladenbesitzers – und spiele bis in die frühen Morgenstunden mit. Bandle musste noch warten, bis Glover von der Deep-Purple-Welttournee zurückkam, bis er in Frick die Band mit dem prominenten Bassisten besuchen konnte. **Seite 52**

In eigener Sache: Das Interesse war enorm, der Andrang sprengte den Rahmen. Gegen 700 Personen, darunter Alt-Bundesrätin Elisabeth Kopp, drängten sich in den prallvollbesetzten Millennium-Saal des Zürcher Hotels Marriott, um den Vortrag von *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel über «die Welt in Aufruhr» und die Situation der Schweiz zu hören. Der Anlass wurde live auf Facebook übertragen, ein Video wird auf der *Weltwoche*-Homepage aufgeschaltet. Um Entschuldigung bitten wir rund 100 Gäste, die kamen und keinen Platz mehr fanden! Nichts für ungut! *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



AVENGER
★
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. Exklusives
Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

AVIENGIER



URRICANIE

BREITLING BOUTIQUE

AUGUSTINERGASSE 48

ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



«Parkhotel Margna»**** Superior

Der Schatz am Silsersee

Das Engadin ist das Nonplusultra für Wintersport, Wellness und kulinarische Genüsse. Eleganz, Charme und Grandezza erwarten Sie im exklusiven Vier-Sterne-Superior-«Parkhotel Margna» in Sils Baselgia.

Inmitten der Engadiner Bergwelt glänzt das Patrizierhaus aus dem 19. Jahrhundert wie ein Juwel in der Silsersee-Ebene – nur 15 Minuten vom mondänen St. Moritz entfernt. Die perfekte Umgebung für erholsame Tage in typischen Engadiner Arvenholz-Zimmern!

Drei Restaurants verwöhnen Sie mit Kreationen auf höchstem Niveau – begleitet von einem zuvorkommenden freundlichen Service. Erholung mit Blick auf die imposante Bergkulisse finden Sie im Wellnessbereich «La Funtauna». Skifahrern stehen die rund 360 Pistenkilometer des Oberengadins zur Verfügung, während Langläufer perfekt präparierte Loipen direkt vor der Haustüre vorfinden.

Freeriden auf Gletschereis

Das Highlight für gute Skifahrer ist die längsten Gletscherabfahrt der Schweiz. Sie führt

über 10 Kilometer von der Bergstation Diavolezza über den Pers- und den Morteratschgletscher. Die Abfahrt ist gesichert, aber nicht präpariert und nur bei angemessenen Schneeverhältnissen möglich.

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Privat-Guide (Preis: Fr. 380.– / ½ Tag; optional, nicht im Package enthalten)



Weltwoche-Spezialangebot

Spezial-Arrangement im «Parkhotel Margna», Sils Baselgia / St. Moritz.

Leistungen

- Übernachtungen im Engadiner Arvenholzzimmer inkl. Diner mit Fünf-Gang-Auswahlmenü im Restaurant «Grillroom»
- 1 *cena italiana* in der «Enoteca & Osteria Murütsch»
- Freie Benutzung des Fitness- und Wellnessbereichs La Funtauna
- 2-Tages-Skipass für die Oberengadiner Skigebiete
- Gratis-Shuttle-Bus zum Skigebiet Furtschellas direkt vor der Haustüre und Gratis-ÖV im Oberengadin

Spezialangebot 1

- 3 Nächte im DZ: Fr. 705.– p.P. (statt Fr. 925.–)
- Im EZ: Fr. 780.– (statt: Fr. 1000.–)

Spezialangebot 2

- 5 Nächte im DZ: Fr. 1175.– p.P. (statt: Fr. 1435.–)
- Im EZ: Fr. 1300.– (statt: Fr. 1560.–)

Zusätzlicher Skipass: Fr. 35.– pro Tag und Person

Buchung

Per Mail an info@margna.ch oder über 081 838 47 47. Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben.

Veranstalter

«Parkhotel Margna», 7515 Sils Baselgia, www.margna.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



MAURITIUS ein Inselparadies erwartet Sie!

Schneeweisse Strände, erstklassige Hotels mit grossem SPA Bereich und kristallklares Wasser – das ist die Trauminsel Mauritius. Dazu das ganze Jahr über warme Temperaturen, sich mit Massagen verwöhnen lassen, Golf spielen mit Meersicht und die Herzlichkeit der Bevölkerung. Gönnen Sie sich eine Auszeit!

2'470.^{CHF}
pro Person

Constance Belle Mare Plage ★★★★★

Mehrfach ausgezeichnetes Golfresort mit eleganter Atmosphäre und wunderschöner Lage inmitten eines tropischen Gartens. 7 Nächte Junior Suite inkl. Halbpension, Flüge und Privattransfers vom 03.03. – 24.03.2017 (Weitere Daten auf Anfrage)

CHF 2'470.- pro Person (Zusatznacht CHF 175.-)

Merville Beach – Grand Baie ★★★

An der Nordküste, an einem traumhaften Sandstrand gelegen, bietet dieses Mittelklassehotel eine perfekte Kulisse für erholsame Ferien. Grosses Sportangebot, SPA Bereich mit zahlreichen Anwendungen und geschmackvoll eingerichtete Zimmer. 7 Nächte Standard Zimmer mit Frühstück, Flüge und Privattransfers vom 20.01. – 01.04.17 (Weitere Daten auf Anfrage)

CHF 1'810.- pro Person (Zusatznacht CHF 84.-)

1'810.^{CHF}
pro Person

La Pirogue Resort & Spa ★★★★

Charmantes Resort im Stil eines lokalen Fischerdorfes. Es liegt im Westen der Insel, direkt am wunderschönen Sandstrand. Die renovierten Zimmer sind im landestypischen Bungalowstil gebaut und gemütlich eingerichtet. Zahlreiche Sportmöglichkeiten am Strand und sehr persönlicher Service. 7 Nächte Garden Bungalow mit Halbpension, Flüge und Privattransfers vom 06.01. – 30.04.17

CHF 2'520.- pro Person (Zusatznacht CHF 185.-)

2'520.^{CHF}
pro Person

Leistungen bei allen Angeboten: Nonstop Flüge mit EDELWEISS jeweils am Dienstag und Freitag nach Mauritius und zurück, Taxen und Steuern, Privattransfers, 7 Übernachtungen mit Frühstück oder Halbpension, lokale, deutsch sprechende Betreuung und ausführliche Reiseunterlagen.

 REISEGARANTIE

bischofberger
reisen
...die Welt erleben

Dufourstrasse 157 - 8008 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch
info@bischofberger-reisen.ch

Verlangen Sie unseren
aktuellen Katalog "Indischer Ozean"



8-Länderfahrt zum Donaudelta

mit Luxusschiff MS Antonio Bellucci

Thurgau Travel
15 Jahre
Flusskreuzfahrten

Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 400.-

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



Jetzt Katalog 2017 bestellen!



Passau–Bukarest–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2390.- (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck hinten)

1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt ab Zürich Sihlquai um 08.15 Uhr und ab St. Margrethen um 09.45 Uhr. Einschiffung in Passau und «Leinen los!». **2. Tag Wien** Fahrt durch die Wachau nach Wien. Nachmittagsrundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt. **3. Tag Ordas** Während des Nachmittagsausflugs* erleben Sie die steppenartige ungarische Puszta und eine traditionelle, artistische Reitvorführung. **4. Tag Belgrad** Die serbische Hauptstadt zeigt die bewegte Geschichte während der Rundfahrt/-gang* am Nachmittag mit Besuch der Festung Kalemegdan. **5. Tag Eisernes Tor/Kataraktenstrecke** Genussvolle Fahrt durch das «Eiserne Tor», wo die Donau auf einer Länge von 130 km durch den spektakulärsten Taldurchbruch Europas fliesst. **6. Tag Bukarest** Am Morgen beginnt der Ausflug* nach Bukarest mit Rundfahrt/-gang. Die rumänische Hauptstadt wird auch als «Paris des Ostens» bezeichnet. Rückfahrt zum Schiff nach Fetesti. **7. Tag Donaudelta** Ab Tulcea beginnt frühmorgens die Rundfahrt* mit Ausflugsbooten durch das obere Donaudelta oder alternativ Rundfahrt Delta intensiv° mit kleinen Ausflugsbooten. Rückfahrt zum Schiff nach Braila. Ausflug+ ans Schwarze Meer nach Mamaia und Constanta mit Mittagessen und freier Zeit sowie der Möglichkeit zum Baden in Mamaia. Stadtrundgang und Abendessen in Constanta. Rückkehr zum Schiff in Fetesti. **8. Tag Rousse** Auf der Stadtrundfahrt/-gang* in Rousse, Bulgariens grösstem Donauhafen, erleben Sie das «Pantheon

der Kämpfer der Wiedergeburt», die Dreifaltigkeitskirche und das Ethnografische Museum. **9. Tag Eisernes Tor/Kataraktenstrecke** Fahrt durch die beeindruckende Passage des «Eisernen Tores». Geniessen Sie das Bordleben. **10. Tag Novi Sad** Am Nachmittag startet die Rundfahrt/-gang*. Ein Höhepunkt ist der Besuch von Europas grösster und besterhaltenen Wehranlage Petrovaradin mit wunderbarem Ausblick über die Donau. **11. Tag Mohács** Mediterrane Atmosphäre prägt den Ausflug* nach Pécs, eine der ältesten Städte Ungarns. **12. Tag Budapest** Kurzweilig ist die Stadtrundfahrt/-gang* zum Heldenplatz und zum Gellertberg mit Aussicht auf die Donau. Der Nachmittag steht zur freien Verfügung. **13. Tag Bratislava** Ankunft in Bratislava und Rundfahrt/-gang*. Fahrt zur imposanten Burg mit Aussicht auf die Donau. Anschliessend Rundgang. **14. Tag Krems** Busfahrt* durch die Wachau zum barocken Benediktinerstift in Melk (UNESCO-Welterbe), verbunden mit einem Rundgang durch die imposante Anlage. Alternativer Ausflug* zur mittelalterlichen Burgruine Aggstein. **15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt nach St. Margrethen (16.15 Uhr) oder Zürich Sihlquai (17.45 Uhr). Individuelle Heimreise.

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ Fak. Ausflug vorab und an Bord buchbar

* Alternativer Ausflug an Bord wählbar

° Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar

MS Antonio Bellucci*****

Luxusschiff für 141 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und ind. regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck (15 m²) mit franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser Mitteldeck hinten). Kabinen auf dem Hauptdeck (13 m²) mit kleinen, nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Foyer, Shop, grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. Nichtraucher Schiff (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren
- Ausflug zum Schwarzen Meer
- Biosphärenreservat Donaudelta

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

02.06.–16.06. **400** 16.06.–30.06. **400**

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bustransfer Zürich oder St. Margrethen–Passau v.v.
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Thurgau Travel Bordreiseleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Zürich/St. Margrethen, Verpflegung während der Busfahrt, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2790
2-Bettkabine Hauptdeck	2990
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	3790
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3990
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	4140
2-Bettkabine Oberdeck mit franz. Balkon	4290
2-Bett Suite Oberdeck mit franz. Balkon	5190
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (11 Ausflüge)	340

Weitere Reisen mit MS Antonio Bellucci*****

Basel–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 1090.-

(Rabatt Fr. 500.– abgezogen, 30.03., Hauptdeck hinten, Vollpension)

Basel–Regensburg–Passau v.v.

9 Tage ab Fr. 1190.-

(Rabatt Fr. 400.– abgezogen, 06.10., Hauptdeck hinten, Vollpension)

Basel–Flandern–Holland–Friesland–Basel

15 Tage ab Fr. 2190.-

(Rabatt Fr. 400.– abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Basel–Cochem–Trier–Koblenz–Basel

9 Tage ab Fr. 990.-

(Rabatt Fr. 600.– abgezogen, 22.10., Hauptdeck hinten, Vollpension)

Pelikane am Donaudelta



Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Die Befreiung

Donald Trump ist neuer US-Präsident. Das Unmögliche wurde möglich. Genial.

Von Roger Köppel

Nun ist es vorbei, das letzte Grossereignis in einem Jahr, das uns den Brexit, die Fussball-EM, die Olympischen Spiele und den unsäglichen Verfassungsbruch des Nationalrats bei der Masseneinwanderungsinitiative in Bern brachte, diesen grössten Volksbetrug in der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, den unsere Zeitungen und natürlich die nationale Fernseh- und Moralanstalt SRG nach Kräften zudecken oder absichtlich falsch darstellen, weil der grossen Mehrheit der Journalisten Volksentscheide und das Wohl des Landes egal sind, solange sie einfach den von ihnen leidenschaftlich verachteten «Rechtspopulisten», will sagen: Andersdenkenden, Verabscheuungswürdigen eins reinbrennen können. Das ist keine subjektive Feststellung, das ist die Wahrheit, Frucht jahrzehntelanger Berufserfahrung.

Ich gebe deshalb heute zu: Während der letzten Wochen verbrachte ich jeweils die Mitternächte, angewidert von der ebenfalls einseitigen und unprofessionellen Berichterstattung gegen den «rechtspopulistischen» amerikanischen Immobilienunternehmer, in der abgedunkelten Semi-Anonymität unseres Gästezimmers und schaute mir mit wachsender Faszination die jeweils aktuellen Trump-Reden an. Der Raum war lichtlos, mein Gesicht einzig beschienen vom fahlen Schimmer meines iPhone-Bildschirms. Draussen nichts als Finsternis und Sterne. Hätten meine Kinder oder meine Frau den Raum betreten, sie hätten geglaubt, den Vater beim Betrachten unsittlicher Filme zu erwischen, während in mir langsam die Einsicht reifte, dass sich hier tatsächlich eine der grössten Sensationen der Zeitgeschichte anbahnen könnte, der Überraschungssieg des unwahrscheinlichsten Kandidaten, der seit sehr langer Zeit den Weg ins Weisse Haus wagte, dessen Erfolg im Rückblick allerdings erstaunlich zwingend wirkt.

Und hier gleich noch ein Geständnis: Als die Wahlnacht auf das unglaubliche, angesichts der Voraussagen fast unwirkliche Endergebnis zulief, ertappte ich mich bei spontanen, etwas peinlichen Jubelausbrüchen. Bei jeder Wasserstandsmeldung, die Trump vorne zeigte, tanzte ich mit geballter Faust durchs Büro, so als ob mein geliebter Dorfklub EHC Kloten soeben den finanziell und personell weit höher dotierten ZSC im Eishockey-Play-off-Finalderby



«Mehr Vielfalt, mehr Freiheit.»

nach einem aussichtslosen Rückstand doch noch gebodigt hätte. Ich sage «ertappt», weil es eigentlich gar keinen Grund gibt, dass ich mich über einen Trump-Sieg derart freue.

Der Mann ist mir persönlich nicht sonderlich sympathisch. Seine primitiven Kommentare gegen Frauen fand ich daneben, und ganz generell hat sich mein Amerika-Bild in den letzten Jahren eher verdüstert. Meine Begeisterung hat weniger mit der Person und dem Charakter Trumps zu tun als mit dem demokratischen Erdbeben, den Trump nicht entfesselt hat, dessen Treiber und Verkörperung er nun allerdings gegen alle Prognosen geworden ist: der richtige Mann zur richtigen Zeit. Trumps Erfolg ist eine gigantische Ohrfeige

gegen das «System», das in Amerika, aber nicht nur dort, die Leute nervt und plagt. Und, ja, diese Ohrfeige fühlt sich gut an.

Die Medien versagten kolossal, und alle lagen sie falsch: die Staatsgläubigen und politisch Korrekten, die Scheinheiligen, die Trump-Verteufler und Umfrageinstitute, die wieder irrten, das Establishment, die grossen Parteien, der ganze Apparat der Experten und Intellektuellen, die mit abgrundtiefer Herablassung auf den republikanischen Kandidaten und dessen Befürworter blickten; die «Beklagenswerten», wie sich die unterlegene Favoritin Hillary Clinton ausdrückte.

Ich kann nachvollziehen, dass man Trump ablehnt, dass man seine Positionen kritisiert. Was mich allerdings entsetzte, war die hasserfüllte Überheblichkeit der satten Elite, die Selbstverständlichkeit, mit der diese Leute davon ausgingen, dass es eine Art Gotteslästerung bedeutet, wenn da einer kommt und ihren angeborenen Machtanspruch bestreitet. Den Tiefpunkt markierte der einst bewunderte Hollywoodstar Robert De Niro, der in einem TV-Spot mit hasserfüllter Grimasse zeterete, er würde Trump am liebsten die Faust ins Gesicht schlagen. Hier schwiegen plötzlich all die Anstandswächter. Stellen wir uns vor, was losgegangen wäre, wenn solche Gewaltfantasien aus dem Trump-Lager gekommen wären. Die Verlogenheit der Trump-Verächter war ein Grund dafür, dass er gewählt wurde, weil sich seine Anhänger mit verachtet fühlten.

Was sich in dieser Wahlnacht abspielte, ist ein politisches Wunder, ein Befreiungsschlag, noch unwahrscheinlicher und daher grösser als der Brexit, eine ideologische und demokratische Revolution wie damals, als der belächelte Schauspieler Ronald Reagan über die offiziellen Parteigrenzen hinweg Bürger aus allen Parteien ansprach, die sich von der Politik vergessen und verlassen fühlten. Ich habe keine Ahnung, ob Trump seine zahlreichen Versprechungen wahr machen will oder kann. Ich weiss auch nicht, ob er die charakterliche Grösse, den Humor und die menschliche Liebenswürdigkeit ins Amt mitbringt, die Reagan auszeichneten. Aber ich gebe Trump eine faire Chance, dass er seine Kritiker überraschen und die Leute über die Gräben hinweg wieder zusammenbringen wird. Seine beherrschte, versöhnliche und sogar durchaus charmante Rede nach dem Wahlsieg ging in diese Richtung.

Die Medien zeichneten Trump als negative Figur mit einer negativen Botschaft. Sie wollten nicht sehen, dass seine wichtigste Durchsage ein zukunftsfroher Patriotismus ist: «Make America Great Again.» Amerika zuerst. Das hochmütige politische Kartell, das ihn bekämpfte, erlebt seine schrecklichste Niederlage. Die Priesterkaste wurde besiegt. Und das allein ist eine grossartige Nachricht. Wir haben wieder mehr Vielfalt und Freiheit auf der Welt. Und, ja, das fühlt sich gut an.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Alle haben ihn falsch eingeschätzt

Von *Freddy Gray* — Donald Trump hat den erstaunlichsten Wahlsieg der Geschichte zuwege gebracht. Sein Slogan «Make America Great again» rührte an die Seele des vom Finanzcrash gebeutelten Landes. Während die Snobs über ihn spotteten, gelang es ihm meisterhaft, eine politische Bewegung zu schaffen.

Donald Trumps langer, triumphaler Marsch aufs Weisse Haus begann nicht erst am 16. Juni 2017, als der Mann in der Lobby des Trump Tower in Manhattan seine Kandidatur verkündete. Er begann vielmehr fast drei Jahre früher, am 19. November 2012. Damals, knapp zwei Wochen nachdem Präsident Barack Obama gegen Mitt Romney gesiegt hatte und wiedergewählt worden war, liess Trump den Slogan «Make America Great Again» (Machen wir Amerika wieder gross) als sein geistiges Eigentum schützen.

Das war, wie alles trumpsche, nicht ganz koscher. Denn der Spruch war 1980 während der erfolgreichen Kampagne von Ronald Reagan geprägt worden. Aber in den Jahren 2015/16 gewann «Make America Great Again» noch an Wucht. Die vier Wörter rührten an die Seele des vom Finanzcrash gebeutelten Amerika; sie entsprachen der Nostalgie nach der Ära Reagan und dem unstillbaren Bedürfnis des Landes, sich selbst zu reparieren. Jedes Mal, wenn Trumps Kampagne ins Schlingern ge-

heit eine riesige Marktlücke erkannte. Während die Republikaner nach Romneys Niederlage noch ihre Wunden leckten, überlegte sich Trump bereits, wie er den Ärger, der die Amerikaner zerfrass, für sich nutzen könnte. Und er allein begriff das folgende Prinzip: Wenn er konsequent das Gegenteil dessen tat,

wozu ihm Experten rieten, konnte er es zur Nomination durch die Republikaner und zum Sieg über Hillary Clinton bringen. Und indem er auf Beliebtheit pff und so viele Leute, wie nur möglich, beleidigte, konnte er richtig beliebt werden. Durch die schiere Kraft seiner Widerwärtigkeit und sein



Vor allen anderen hat er in der Politikverdrossenheit eine riesige Marktlücke erkannt.

riet, konnten er und seine Sprecher auf die hypnotische Beschwörung «Make America Great Again» zurückgreifen.

Wie Barack Obamas Kampagnenmotto des Jahres 2008, «Yes, we can», war auch Trumps MAGA-Mantra ein Geistesblitz. Noch vor vier Wochen kicherten Kommentatoren über die Meldung, das Trump-Team habe mehr Geld ausgegeben für seine «Make America Great Again»-Baseballmützen als für professionelle Meinungsumfragen: «Amateure! So was von billig!» Und wer lacht jetzt? Die doofen roten Mützen haben sich als meisterhafte PR erwiesen. Während die Snobs über ihn spotteten, gelang es Donald Trump, eine politische Bewegung zu schaffen.

Misstrauen von Anfang an

Trump mag nicht der tolle Geschäftsmann sein, für den er sich hält. Wir alle haben von seinen Pleiten gelesen und den unzähligen kommerziellen Misserfolgen. Gleichzeitig muss man ihm zugestehen, dass er der grösste politische Unternehmer unserer Zeit ist. Vor allen anderen hat er in der Politikverdrossen-



Grösster politischer Unternehmer unserer Zeit: neuer US-Präsident Trump am Mittwoch nach seiner Wahl

selbstherrliches Agieren aus dem Bauch heraus hat er den erstaunlichsten Wahlsieg der Geschichte zuwege gebracht. Auch wer ihn nicht mag oder gar hasst, muss zugeben, dass Trump die amerikanische Politik auf den Kopf gestellt und die liberale Weltordnung in ihren Grundfesten erschüttert hat. Alle haben ihn falscheingeschätzt: die Meinungsforscher, die Wettbüros, die Medien, die Demokraten ebenso wie die Republikaner. Nur Donald behielt recht.

Von Anfang an erregte seine Kandidatur Misstrauen: Wollte er wirklich Präsident werden? Oder war sein Wahlkampf nichts als ein gigantischer Egotrip? Trump war so anders als jeder bisherige Präsidentschaftskandidat,



in New York.

Amerika

«Good morning, Mr President-elect»

Von Hanspeter Born — Der politische Neuling Donald Trump hat im Wahlkampf Hillary Clintons Profi-Strategen ausgetrickst. Seine Urteilskraft ist besser, als viele denken.

Heulen und Zähneknirschen. Ein «Widerling» (NZZ) wird Präsident. Wirklich? Schauen wir uns den Donald durch eine andere Lupe an als durch die europäische. Die Europäer haben amerikanische Wahlen und Präsidenten nie verstanden. Über Reagan haben sie geschnödet wie jetzt über Trump.

Trump verstehen? Zugegeben, Trump ist ein Grossmaul und ein *terrible simplificateur*. Aber er hat Stärken, die in den letzten Tagen des Wahlkampfes zutage traten: Energie, Optimismus, rednerisches Talent. Und – wer hätte es gedacht – Selbstdisziplin. Nicht zu vergessen: Humor. Mit seinem letzten, eindrücklichen Wahlauftritt im historisch tiefdemokratischen Staat Michigan hat er das Steuer herumgerissen.

Trump ist das Produkt seiner Herkunft aus dem New Yorker Stadtteil Queens. In Queens sagen die Leute, was sie denken. Sie scheren sich nicht darum, wie ihre Gassen- oder Gossensprache bei feinen Harvard-Absolventen ankommt. Um in Queens zu überleben, muss man *street-smart* sein, mit allen Wassern gewaschen. Wer in Queens aufwächst, kennt die «Leute», weiss, wo der Schuh drückt, weiss, wovon sie träumen. Trump hat den Ärger der vergessenen weissen Arbeiter gespürt und ihm mit markigen Worten Ausdruck verliehen.

«Ich verliere fast nie»

Selbst in Europa tragen die Jungen Jacken mit der Aufschrift «NY Yankees». Die Yankees sind die berühmteste Baseballmannschaft des Landes. Vor vierzig Jahren, nachdem er von Queens nach Manhattan gezügelt war, hing er in der VIP-Loge des Yankees-Stadions herum. Dort tauchten überlebensgrosse Figuren auf wie Chrysler-Boss Iacocca, Rupert Murdoch, manchmal auch Frank Sinatra. Sie wurden seine Vorbilder: *Living large and talking big*. Vom Besitzer der Yankees, dem legendären George Steinbrenner, lernte er, sich ins Rampenlicht zu drängen. «Gute Publizität, schlechte Publizität, solange es Publizität ist», soll er damals schon gesagt haben.

Die Yankees haben vierzigmal die World Series gewonnen, doppelt so oft wie jedes

andere Team. Ein berühmtes amerikanisches Sprichwort lautet: «Winning isn't everything, it's the only thing.» Trump hat von sich gesagt: «Mein ganzes Leben dreht sich ums Siegen. Ich verliere nicht oft. Ich verliere fast nie.» Die Amerikaner huldigen einem Siegeskult. Dies ist geschichtlich bedingt. Bis Vietnam haben sie nie einen Krieg verloren, und auch den in Südostasien nicht richtig. Obama wollte nicht siegen, er wollte die Welt therapieren. Dies ist unamerikanisch. Trump will siegen. Er war das stärkere Ross. Auch deshalb haben ihn die Amerikaner Hillary vorgezogen. Und natürlich, weil der «Korb der Erbärmlichen», das «Volk», genug hat von einer



Elite, die den Kontakt zu ihm verloren hat.

Trump ist der erste aus New York stammende Präsident seit Franklin D. Roosevelt. Von Roosevelt hiess es, er habe einen «zweit-

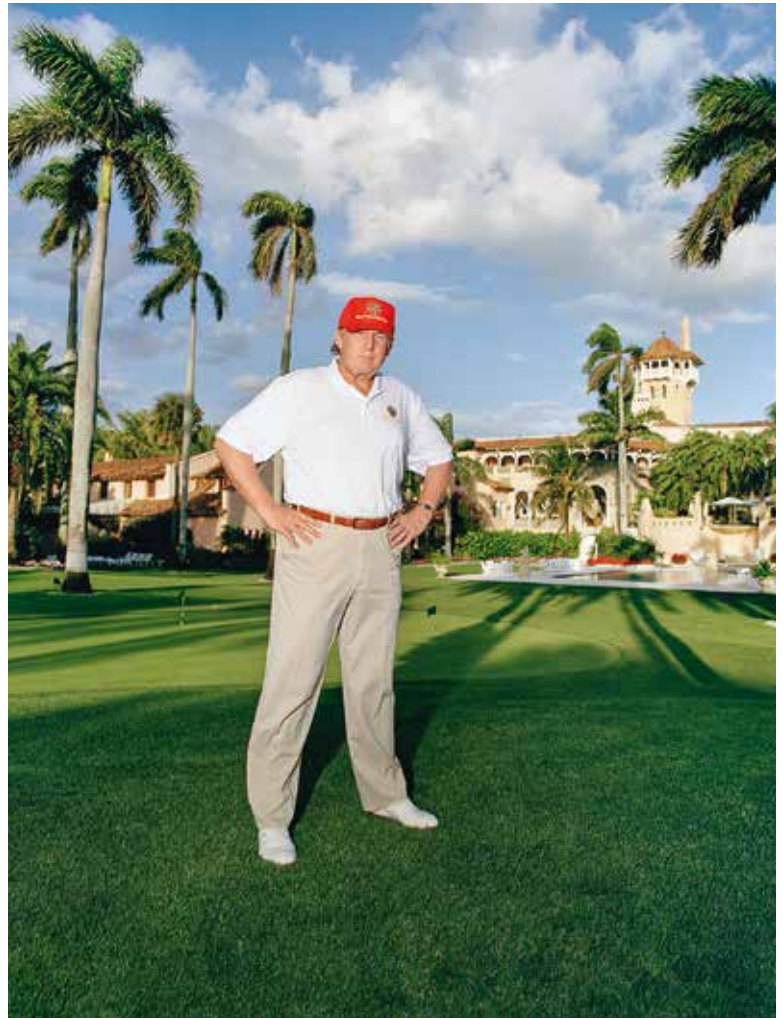
Er hat gelernt. Er ist nicht verrückt. Er war schon immer Pragmatiker.

klassigen Intellekt, aber ein erstklassiges Temperament». Trump ist schlau, aber kein Denker. Ein Zweitklassintellekt. Doch sein Sieg, zuerst über politisch erfahrenere, valable republikanische Mitbewerber und jetzt über die viel besser organisierte, besser finanzierte, von den Medien, Hollywood, Wall Street und Silicon Valley unterstützte Demokratin, beweist, dass er Instinkt hat. Seine Urteilskraft ist besser als diejenige Clintons, er kann mit Krisen umgehen, er hat die klügeren Mitarbeiter ausgewählt. Er, der politische Neuling, hat im Wahlkampf Clintons Profistrategen ausgetrickst.

Müssen wir uns vor Trump fürchten? Wird er uns in eine Wirtschaftskrise oder einen Weltkrieg stürzen? Gemach. Der Mann ist gestählt aus dem Fegefeuer eines amerikanischen Wahlkampfes herausgekommen. Er hat gelernt. Er ist nicht verrückt. Er war schon immer Pragmatiker. Er will Amerika wieder gross machen. Als Geschäftsmann weiss er, dass man dies nicht mit Kriegen erreicht. Mal sehen.



Hypnotische Beschwörung: Hochzeit mit Marla Maples, 1993.



Umwerfend eingängig: in Florida, 2003.



«America First»: Bekanntgabe der Kandidatur, 16.6.2015.

dass niemand dachte, er könnte es ernst meinen. Und es gab nun mal eine verlockende Fülle von Anzeichen dafür, dass seine Kandidatur ein Schwindel sei. Ein ehemaliger Kampagnenkommunikationsleiter sagte, das Trump-Lager habe ursprünglich einen zweiten Platz bei den Vorwahlen angestrebt, vielleicht als lautstarken Protest, vielleicht aber auch nur, um Werbung zu machen für die nächste Staffel von Trumps Fernsehshow «The Apprentice».

Den ganzen Wahlkampf hindurch hat Trump grosse politische Veranstaltungen benutzt, um für seine Luxusferienorte zu werben. Die berühmte Pressekonferenz, bei der er eingestand, dass Barack Obama eben doch in den USA geboren sei, war wenig mehr als ein Vorwand, um sein funkelnelneues Hotel in Washington, D.C. zu präsentieren. Seine erste Auslandsreise als mutmasslicher republikanischer Kandidat führte ihn am 24. Juni 2015, einen Tag nach dem Beschluss der Briten, aus der EU auszutreten, zu seinem aufgemotzten Golfplatz im schottischen Turnberry. Während die Presseleute ihn mit Fragen zum Brexit und zur Popularität einer gegen das Establishment gerichteten Politik bestürmten, lag ihm mehr daran, zu erklären, mit welchen Tricks er «Turnberry Great Again» gemacht habe.



Seine ganze Kampagne hatte oft etwas von einem grossangelegten Witz. Sein sogenanntes *ground game*, mit welchem man unten beim Volk Wähler rekrutieren wollte, war praktisch inexistent. Seine Mitarbeiter bezeichneten sein berühmtes Twitter-Account als «Kommandozentrale». Und in den letzten Wochen des Wahlkampfes sah es aus, als seien seine Berater eher darauf aus, einen Trump-Fernsehsender zu lancieren, als sich aufs Regieren vorzubereiten.

Doch der Schein trügte. Was den Medien vor lauter Entrüstung über Trumps fast tägliche Entgleisungen entging, war, dass sein Wahlkampf betrügerisch und ehrlich zugleich war.

Das war das Kunstvolle daran. Journalisten nahmen Trump ernst, wenn er scherzte, empörten sich aufs pompöseste über seine politisch inkorrekten Witze – und machten sich über ihn lustig, wenn er aufrichtig war. Die meisten Wähler dagegen fielen nicht darauf herein.

Mehr Gewicht für Minderheiten

Es ist ein Gemeinplatz geworden, zu sagen, Trump habe keine politischen Vorstellungen. Hat er aber. Seine politischen Ideen – eine Mauer zu errichten, um die Latinos draussen zu behalten, oder ein Einreiseverbot für alle Muslime – sind so simpel, dass sie Gebildeten

hirnrissig erscheinen. Die Analytiker auf CNN verbrachten so viele Stunden damit, zu beschreiben, wie gefährlich und unamerikanisch Trumps «immigrantenfeindliche Sprüche» seien, dass sie kaum Zeit hatten, darüber nachzudenken, ob hinter dem verrückten Geschwafel nicht vielleicht Ideen steckten, die bei den Wählern ankommen könnten. Mittlerweile kennen wir die Antwort: Donald Trumps

«Wäre es nicht schön, wenn wir uns gut verstehen würden mit Russland?»

radikale Ansichten über Grenzkontrollen haben gewaltige Anteile der amerikanischen Wählerschaft mobilisiert, Menschen auf allen Einkommensstufen, Menschen, die der Ansicht sind, ihr Land sei durch die Masseneinwanderung kaputtgemacht worden.

Es ist viel geschrieben worden über die demografischen Veränderungen in den USA; dass durch die Zunahme der demokratisch wählenden, vorwiegend hispanischen Minderheit die republikanisch wählende, vorwiegend weisse Mehrheit ins Hintertreffen gerate. Demokratische und republikanische Strategen reden seit Jahrzehnten davon, dass in den kommenden Jahren nichtweisse Wäh-

ler über den Ausgang der Wahlen entscheiden werden. Doch vor lauter Voraussagen über die Zukunft der USA haben diese Analytiker aus den Augen verloren, dass siebzig Prozent der amerikanischen Wählerschaft noch immer weiss sind. Und es ist deshalb vielleicht verständlich, dass ein wachsender Teil dieser schwindenden weissen Mehrheit sich nicht damit abfinden mag, dass sie bei den politischen Prozessen an Bedeutung verliert. Trump-Wähler werden oft als «weisse Nationalisten» angeschwärzt – um ein etwas schiefes Bild zu verwenden –, aber das Phänomen Trump lässt sich besser verstehen, wenn man seinen Zulauf als ein Sich-Aufbäumen von Weissen sieht, die empört sind über ein politisches System, das Minderheiten mehr Gewicht zubilligt als der Mehrheit.

Geniales Gespür fürs Anschauen

Die Ängste von Weissen reichen aber nicht aus zur Erklärung von Trumps Erfolg. Vor lauter Gequäke über Rassismus haben die Journalisten das Eigentliche übersehen, nämlich dass die Wählerschaft Trumps markige Worte mochte, und zwar nicht nur, was er über Einwanderung sagte, sondern auch seine Äusserungen über Handel, Arbeitsstellen, Infrastrukturen, Verbrechen und Aussenpolitik. Sie mochte es, wenn er über den «korrupten Medienklüngel» herzog, der so offensichtlich voreingenommen gegen ihn sei, und wenn er versprach, «den Sumpf» von Washington, D.C. trocken-zulegen.

Der geborene Tyrann Trump hat ein geniales Gespür dafür, Leute auf eine Weise anzuschnauzen, die den Amerikanern gefällt. Die Spitznamen, mit denen er seine Gegner bedachte – die heuchlerische Hillary, der verlogene Ted, der kleine Marco, der schlaffe Jeb – haben sich als umwerfend eingängig erwiesen. Aber besonders gut war er darin, den Amerikanern einzubläuen, sie seien Verlierer und ihr Land sei im Eimer. «Wir haben keine Siege mehr wie früher», sagte er zu Beginn seiner Kampagne. «Die USA sind zur Müllkippe für die Probleme aller anderen geworden.» Die Amerikaner sind nicht so fröhlich und unbeschwert, wie es dem Klischee entspricht. Trumps negative Sprüche waren genau das, was sie hören wollten.

Trump sprach unendlich oft über China. Immer und immer wieder sagte er, Amerika werde durch Beijings Währungsmanipulationen ausgetrickst. Tausende und Abertausende von Malen wiederholte er, Amerika verliere, weil Washington zulasse, dass Arbeitsstellen nach Übersee ausgelagert werden. Millionen Amerikaner, deren Stellen nach Übersee ausgelagert worden waren, stimmten ihm zu.

Trump's Einstellung gegenüber dem Ausland kam den Eliten der Demokratischen wie der Republikanischen Partei wie Verrat vor. Kritiker bezeichneten ihn als «Isolationisten» und «Protektionisten», und das ist er auch. Doch

New York

In Teufels Küche

Frontbetrachtung eines stürmischen Finales. Von Urs Gehrig

Dies würde ihr Tag werden. Das war bereits um 10.15 Uhr klar. Brooklyn Heights. Zwei Mädchen sitzen vor einer «Wahlurne für Kinder», selbst gebastelt aus einer Kartonschachtel. «Wie steht das Rennen?» Sie schneiden eine wüste Grimasse, die sagen will: «Bist du noch bei Trost?» – «Hillary 52, Donald keine einzige Stimme».

Blau ist der Himmel über New York, die Sonne lacht. «We just feel fine», sagt Lauren, die Barista im «Southside Coffee», dem Lieblingscafé von Bürgermeister Bill de Blasio (Demokrat). «The Future Is Female» steht auf ihrem T-Shirt.

Zum Schluss des epischen Wahlkampf-reigens treffen beide Kandidaten mit ihrem

Tross in New York City ein, wo alles vor sechzehn Monaten begonnen hat. Trump schlägt sein Lager im «Hilton Midtown» auf, einen Steinwurf von seinem Tower entfernt. Hillary versammelt ihre Schlachttruppe im Javits Convention Center im Westen Manhattans, im Quartier mit dem klingenden Namen «Hell's Kitchen» (Teufels Küche).

17 Uhr: ABC News am Times Square. Die *Weltwoche*-Gastautorin Amy Holmes (siehe Seite 18) sitzt in der Maske. Die Hausstrategen stellen sich auf eine kurze Wahlnacht ein. Die wichtigste Frage lautet: «Wird er seine Niederlage anerkennen?» Matt Dowd, Chefstrategie für die Bush/Cheney-Kampagne 2004, jetzt mit Maria Shriver liiert, wagt eine Prognose im Vorbeigehen: «Trump verliert mit fünf Punkten. Ich habe mit der Trump-Kampagne gesprochen. Jeder dort hat sich auf die Niederlage eingestellt, bloss der *Big Guy* nicht. Er glaubt immer noch, er werde gewinnen. Und niemand wagt es, ihm die Wahrheit zu überbringen.»

19 Uhr. Im Foyer des Trump-Lagers im «Hilton». Nüchterne Gesichter. Männer tragen Sakko und Krawatte. Frauen, aufgebrelzt im kurzen Roten, in Pumps und mit aufgetupiertem Haar, sehen aus wie eine Legion von Ivankas. Ein kecker Witz entlädt die angespannte Stimmung: «Es ist alles vorbei, Clinton hat Vermont im Sack.»

An der Bar fliesst das Bier spärlich, 10 Dollar kostet die Flasche. Ziemlich *huuuuge!* Aber hey, hier managt kein gewöhnlicher Busi-

nessman. Alle Augen kleben an der Karte von Florida. Trumps Schlüsselstaat steht aufs Messers Schneide.

21.45 Uhr. Im «Victory-Saal» läuft Fox überall. Matadorin Megyn Kelly, die einzige Journalistin, die Trump je gebändigt hat, hat News: Ohio, Florida, North Carolina gehören Trump. Jetzt regt sich etwas in der Trump-Melasse. Die Bar hat ein *momentum*. Und plötzlich regnet es Elektorenstimmen. Fox hat The Donald auf 254 – 16 Elektoren braucht er noch zum Sieg.

Jetzt ziehen sich die Fans die Mützen in die Stirn. Sie waren gekommen, um ein, zwei Bier zu schlürfen und rasch wieder zu verduften. Und jetzt das. *Huuuge. Very huuuuge!*



«Amerika gehört Donald.»

23 Uhr: George Conway, der Ehemann von Trump-Chefberaterin Kellyanne Conway, meldet sich bei meiner Kollegin aus dem Trump-OK per SMS: «Wir sind im War Room im Trump Tower mit dem nächsten POTUS und Vize-POTUS.» POTUS? President of the United States.

Plötzlich steht alles still. Die Wahlkarte ist eingefroren. Was ist mit Michigan, Pennsylvania, New Hampshire?

Die Pumps sind weg, die Köpfe zerbersten fast vor Druck wie Korken auf geschüttelten Champagnerflaschen.

Rudy Giuliani, 9/11-Bürgermeister New Yorks und ein Mann vom Volk, ist als Einziger des Trump-Zirkels im Saal. «Ich habe immer erwartet, dass es knapp wird.» Er zieht sich in den Trump-Turm zurück. Das Volk feiert ihn wie ein alten Kriegsfürsten: «Rudy, Rudy, Rudy!»

1.50 Uhr: «Pennsylvania ist Trumpland!», ruft einer. «Und Amerika gehört Donald. Game over!»

Im Javits Convention Center an der linken unteren Ecke im Distrikt «Hell's Kitchen» herrscht seit Stunden – Schweigen. Jetzt kommt Kampagnenchef John Podesta: «Das Rennen ist zu knapp, geht nach Hause, ruht euch aus, bis jede Stimme ausgezählt ist!» Welcher Orkan wütet jetzt wohl hinter Hillarys Kulisse? «In der Hölle herrscht ein vergleichsweise mildes Klima», sagt ein Trumper, einen Hotdog mit Sauerkraut in der Hand. «Dort unten ist des Teufels Küche.»

Drei Verlierer

Von Rico Bandle

Es ist kurz nach fünf Uhr morgens, SRF-Moderator Arthur Honegger schaut bedrückt in seinen Laptop, Kollege Stephan Klapproth zieht die Vokale noch stärker in die Länge als sonst, wenn ihm das nächste Wort nicht einfällt. Langsam zeichnet sich das ab, was in Europa niemand für möglich gehalten hat, erst recht nicht die zwei Herren und die Literaturprofessorin Elisabeth Bronfen im SRF-Wahlstudio: Trump könnte tatsächlich gewählt werden. Die ganze Nacht hatte der Sender die Trump-Wähler als eigenartige Hinterwäldler dargestellt. Bronfen meinte, «der gebildete Mensch, der liest, der zuhört», könne gar nicht für Trump sein. Das Trio unternahm nicht einmal den Versuch, seine Verachtung für Trump und dessen Wähler zu verbergen.

Auf die Selbstgefälligkeit folgen die Durchhalteparolen. «Für Tränen ist es noch zu früh», sagt Honegger. Klapproth wirkt schon fast verzweifelt. «Wir wollen es nicht hoffen [dass Trump gewinnt]», sagt er und holt nochmals zum verbalen Schlag gegen den republikanischen Kandidaten aus: Trump sei ein «Protz, ein Prahlhans, der uns so abstösst».

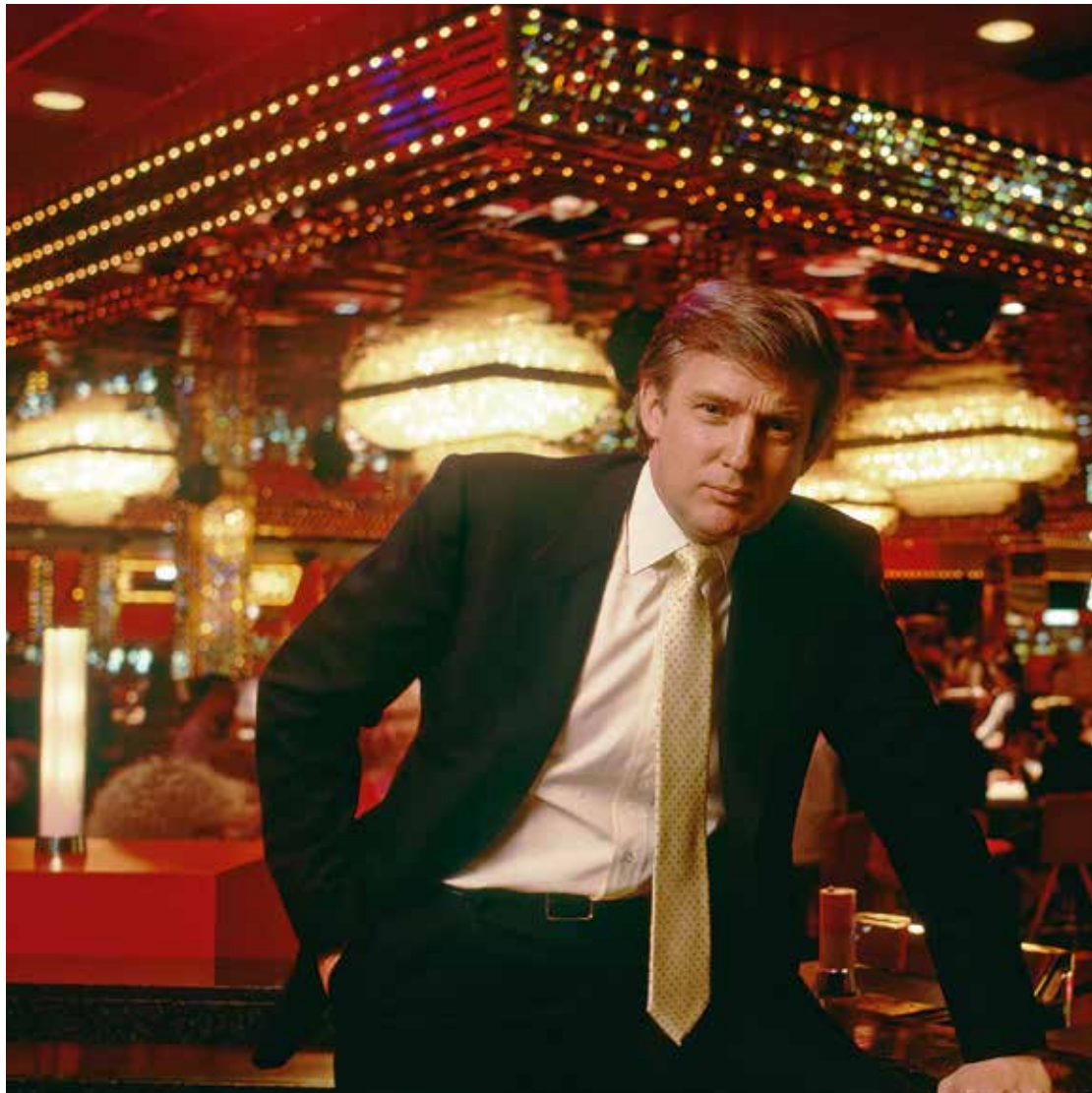
Die Wahl erweist sich nicht nur als Debakel für die Demokratische Partei, für fast alle Experten und Umfrageinstitute,



Klapproth, Bronfen, Honegger im SRF-Studio.

sondern auch für diese Runde. Schon während der Sendung versuchen die drei mit Selbstkritik – man habe die Sache schon seit Monaten falsch eingeschätzt – den Schaden in Grenzen zu halten. Als hätten Klapproth und Honegger gemerkt: In dieser Nacht wurde nicht nur das Establishment abgewählt, sondern auch der SRF-Journalismus.

SRF-Wahlnacht: Mittwoch, 0.55 bis 7 Uhr, SRF 1



Auf allen Einkommensstufen: in seinem Casino «Trump Taj Mahal», Atlantic City, 1988.

den meisten amerikanischen Wählern ist das egal. «America First», Trumps kontroverseres Motto, entsprach dem – besonders nach den Misserfolgen im Irak, in Afghanistan und Libyen – verbreiteten und durchaus verständlichen Wunsch, die amerikanische Regierung solle die Interessen der USA über diejenigen der restlichen Welt stellen.

Trump ist keine Taube, weshalb er Erfolg hatte, wenn andere antiinterventionistische Kandidaten scheiterten. Er spricht mit fast schon psychotischer Aggressivität davon, den IS zu zerstören, Terroristen zu foltern und Präsident Obamas Vertrag mit dem Iran zu zerreißen. Das gefällt den Amerikanern. Trump verspricht, Amerikas Grösse wiederherzustellen, indem er Amerika wieder hart mache. Die Demokraten und Trumps Gegner in der Republikanischen Partei haben versucht, eine Verbindung zum Kreml aufzuzeigen, und endlos lang darüber gemutmasst, inwiefern Trump im Sold von Putin stehe. Der Durchschnittsamerikaner ist nicht so antirussisch oder Putin-feindlich eingestellt wie der Durchschnitts-Politikfreak auf dem Capitol Hill. Als Trump sagte: «Wäre es nicht schön, wenn wir uns gut verstehen wür-

den mit Russland?», dachten die meisten Amerikaner nicht: «Verräter!». Sondern sie waren vermutlich seiner Meinung.

Furchtbar anders

Es gefiel nicht, dass er soziopathische Züge zeigte und verächtlich über Frauen sprach. Aber Hauptsache, er war nicht Hillary Clinton, dieses Symbol des elitären Washingtoner und New Yorker Denkens, diese Frau, deren selbstgefällige Miene für all das stand, was nach Ansicht der Amerikaner ihr Land verdorben hatte. Trump-Wähler sagen oft, Donald

Zweifelsohne wirkt er diktatorischer als jeder bisherige Oberbefehlshaber der USA.

sei ein Widerling, aber die Präsidentschaft von Hillary Clinton hätte «das Ende dieses Landes» bedeutet. Oder wie es Daniel McCarthy, der Herausgeber der Zeitschrift *American Conservative* und einer der Unterzeichner des «Intellectuals for Trump»-Aufrufs, formulierte: «Bei Clinton gäbe es weder Hoffnung noch





Womit wir bei Trumps vielbesprochener autoritärer Einstellung angelangt wären. Zweifelsohne wirkt er in seinem Gehabe diktatorischer als jeder bisherige Oberbefehlshaber der USA. Vertreter US-amerikanischer Think-Tanks haben schon früh auf die Ähnlichkeiten zwischen Trumps populistischem Auftreten und demjenigen südamerikanischer Diktatoren hingewiesen, die seit dem Zweiten Weltkrieg ihren Kontinent zugrunde richten.

Mit seinen theatralischen Zornausbrüchen, seiner offensichtlichen Zwielfichtigkeit und seiner orangenen Durchgeknalltheit ist Trump die Antwort des weissen Mannes auf Hugo Chávez oder eine Art westlicher Putin. Gleichzeitig ist der Trumpismus aber ein durch und durch amerikanisches Phänomen. Es wurzelt in der oft missverstandenen Tradition der amerikanischen Neuen Rechten, die viel wilder ist als der schwülstige *movement conservatism*, welcher seit Reagan das Denken innerhalb der Republikanischen Partei dominiert. Trump vereint in sich Nixons Ruf nach «Law and Order» – er posiert denn auch auf faschistoid anmutenden Fotos oft mit Gesetzeshütern – und den Mistgabel-Populismus eines Pat Buchanan. Unappetitlich oder einfach nur schlecht?

Beherztestes demokratisches Land

All die Leitartikler, die nach dem schockierenden Wahlergebnis vom letzten Dienstag über das Ende der Demokratie und den Zusammenbruch der Zivilisation wettern, sollten die Verhältnismässigkeit wahren. Die USA sind weder Venezuela noch Russland. So unglücklich ihre Bewohner sich fühlen mögen und so schlecht der Zustand ihrer Strassen sein mag: Das «Land of the Free» ist nach wie vor das am beherztesten demokratische Land der Welt. Die Integrität der amerikanischen Verfassung mag durch zu weit gehende Präsidenten – vor allem Obama und George W. Bush – angetastet worden sein, aber das amerikanische Regierungssystem ist dank seinen *checks and balances* darauf angelegt, auch die verkommensten Führungspersönlichkeiten zu überleben.

Trump mag versuchen, sich über den Senat, den Kongress und den Supreme Court hinwegzusetzen, doch gelingen dürfte ihm dies kaum. Amerika mag sich auf dem absteigenden Ast befinden, aber es ist immer noch zu gross und zu stark, als dass es von einem «Make America Great Again» brüllenden Mann einfach so zugrunde gerichtet werden könnte.



Freddy Gray ist stellvertretender Chefredaktor des *Spectator*. Er hat während der Wahlkampagne das Trump-Lager aus der Nähe verfolgt.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Veränderungen.» Trump mochte furchtbar sein. Aber er war furchtbar anders. Während des Republikaner-Parteitags in Cleveland traf ich eine Republikanerin, die sagte, sie stimme für Trump, obschon sie ihn für einen üblen Kerl halte. «Stellen Sie sich vor, Sie kommen nach Hause und in Ihrem Haus wimmelt es von Eichhörnchen», sagte sie. «Was tun Sie? Sie holen den Kammerjäger, und es ist Ihnen wurscht, was der für Werte vertritt.» Ein ernster Journalist von der *Washington Post*, der neben mir stand, fragte misstrauisch, wen sie mit ihren Eichhörnchen meine. Er glaubte offensichtlich, sie denke an braunhäutige Menschen. Doch der Frau ging es vielmehr um den schlechten Zustand der Strassen und der Flughäfen in den USA. Sie hatte das Gefühl, Trumps Rüpelhaftigkeit sei genau das, was es brauche, um in Washington reinen Tisch zu machen. Oder wie es ein Wähler, den ich im Februar in New Hampshire gefragt hatte, ob Trump seiner Meinung nach ein Gauner sei, ausdrückte: «Das ist ein Mafioso, klar doch, aber was ist der Unterschied zwischen einem Politiker und einem Mafioso? Ein Politiker ist nur ein Viertelmafioso. Trump hingegen ist einer durch und durch.»

Globale Elite

«So dumm»

Was Politiker aus aller Welt über Donald Trump gesagt haben.

- 1 — «Er erweckt Brechreiz.» François Hollande (französischer Staatspräsident)
- 2 — «Diese Nation wird untergehen, wenn sie in die Hände eines solch verrückten Typen fällt.» Vicente Fox (Ex-Präsident von Mexiko)
- 3 — «Der einzige Grund, weshalb ich gewisse Stadtteile New Yorks meide, ist das Risiko, Donald Trump über den Weg zu laufen.» Boris Johnson (britischer Aussenminister)
- 4 — «Was uns unter anderem Sorgen machen muss, ist seine Unberechenbarkeit.» Joachim Gauck (deutscher Bundespräsident)
- 5 — «Die Besorgnis ist spürbar, vor allem über die Kandidatur von Donald Trump.» Christa Markwalder (Präsidentin des Schweizer Nationalrats)
- 6 — «Es ist nicht im Interesse der Welt oder des Westens, dass der neue US-Präsident Donald Trump heisst.» Elmar Brok (Vorsitzender des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten des Europäischen Parlaments)
- 7 — «Ein Mann, der nur daran denkt, Mauern zu bauen – und nicht Brücken –, ist kein Christ.» Jorge Mario Bergoglio (Papst Franziskus)
- 8 — «Wenn Donald Trump am Ende Präsident der USA wird, dann denke ich, sollten wir besser in die Luftschutzkeller flüchten.» Carl Bildt (früherer Ministerpräsident und Aussenminister von Schweden)
- 9 — «Seine Rede ist so dumm, so einfach.» Rafael Correa (Präsident von Ecuador)
- 10 — «Herr Trump ist so dumm, mein Gott!» Anne Hidalgo (Bürgermeisterin von Paris)
- 11 — «Ob Donald Trump, Marine Le Pen oder Geert Wilders – all diese Rechtspopulisten sind nicht nur eine Gefahr für Frieden und sozialen Zusammenhalt, sondern auch für die ökonomische Entwicklung.» Sigmar Gabriel (deutscher Wirtschaftsminister)
- 12 — «Allein schon seine Kandidatur kündigt die Werte der Aufklärung auf.» Tim Guldemann (Ex-Botschafter und SP-Parlamentarier)
- 13 — «Auf diesem Weg kamen auch Hitler und Mussolini.» Enrique Peña Nieto (Präsident von Mexiko)

Zusammenstellung: Florian Schwab

Eine Frage der Fairness

Von Amy Holmes — Obwohl ich Republikanerin bin, habe ich Trump nicht gewählt. Aber ich verstehe jene, die es getan haben. Eine Erklärung des Polit-Mysteriums aus Amerika.

Als das Rennen um die Weisse Haus begann, malte sich niemand Donald J. Trump als den republikanischen Kandidaten aus. In Umfragen konnte sich eine überwiegende Mehrheit der Republikaner noch 2015 Donald Trump nicht als unseren Präsidenten, *commander in chief*, Führer der freien Welt vorstellen. Und wenn doch, dann erschien das Bild vor dem inneren Auge gar scheusslich: grosse goldene, glitzernde «Trump»-Lettern, die am Weissen Haus prangen wie an einem nicht sehr exklusiver Atlantic-City-Casino-Stripklub, von denen er ja in New Jersey einige gebaut und wirtschaftlich ruiniert hatte.

Doch, da sind wir nun. Ein Mann, der sich selbst dauernd im Weg stand, hat eine Gefolgschaft, eine Bewegung aufgebaut, die das ganze *smart money* aus Washington, D.C. alt aussehen liess. Ein Reality-TV-Impresario mit orangem Haar, lauter Klappe, der sechzehn Konkurrenten aus dem Rennen warf, mit halbausgegorenen Ideen, verstümmelten Halbsätzen, ein paar Adjektiven (*huuuuugel terrific! a disaster!*) und dem Slogan: «Make America great again.»

Wie hat er das nur gemacht?

Es wäre einfach, seinen Erfolg mit der amerikanischen Obsession für Berühmtheiten abzutun: Wer die meiste Aufmerksamkeit bekommt, gewinnt. Das half. Sicher. Am Anfang. Und die meisten amerikanischen Deutungsinstanzen taten seine Anziehungskraft ab als heimattümelnd-nativistisch, rassistisch, sexistisch und sonstwie-istisch. Seine eigenen Worte und Taten leisteten dieser denkfaulen und einfachen Analyse Vorschub. Doch es wird den vielen aufrechten Frauen und Männern nicht gerecht, die Trump als ihren Champion ansahen. Und entsprechend abstimmten.

Kratzt man an der Oberfläche der *Trumpmania*, wird es sehr viel komplizierter.

Genug vom Status quo

Das allgemeine Vorurteil will es, dass Trump-Unterstützer arm, schlecht gebildet, ökonomisch an den Rand gedrängt, rechtsstehend und grösstenteils weisse Männer sind.

Stimmt nicht.

Früh in den Primaries zog Trump Wähler an, denen es gefiel, dass er nicht käuflich ist. Sie mochten seinen Outsider- und Unabhängigenstatus und sein Versprechen, das Machtzentrum Amerikas aufzumischen.

Wie sagte Haley Barbour, der ehemalige Gouverneur von Mississippi und frühere Vor-

sitzende des Republican National Committee, auf *NBC News*? «Die Leute überall im ganzen Land wollen Washington einen Denktzettel geben. Und sie sehen Trump als den gigantischen Stinkefinger.»

Die Wirtschaft spielte auch eine riesige Rolle. Analysten von *NBC News* stellten fest, dass zu

Beginn der Vorwahlen der beste Indikator für einen Sieg Trumps in einem Wahlkreis die Schrumpfung des Einkommens war: Je stärker der durchschnittliche Verdienst im Jahrzehnt zwischen 2004 und 2014 gesunken war,

desto höher war die Wahrscheinlichkeit, dass Trump dort gewann.

Die stärksten Trump-Unterstützer waren Leute, die schwierige wirtschaftliche Zeiten durchmachen; Leute in Orten, wo die Bevölkerung zurückgeht, wo Jobs verlorengehen und wo die Läden der kleinen Leute dichtmachen.

Trump-Unterstützer fühlten sich übergangen und vernachlässigt von den Mächten, die auf dem Capitol Hill wirken. Sie hatten den Status quo satt und die Politiker, die sich mehr um die K Street (Zentrum der Lobbyisten in Washington) sorgen als um die Main Street (Mittelklasse).

Im selben Masse wie Trumps Kampagne an Fahrt gewann, wurde seine Koalition breiter. Seine Unterstützung in gehobenen Bezirken verhalf ihm zum entscheidenden Vorteil über seine Rivalen.

Tatsache ist, dass Trump letztlich in städtischen Gebieten denselben Prozentsatz an Stimmen erreichte wie in ländlichen. Mehr als acht von zehn Stimmen, die Trump in den Primaries erhielt, kamen von Stadtbewohnern.

Der wütende ländliche Trump-Wähler mit der Mistgabel und der Konföderiertenflagge ist ein Stereotyp und grösstenteils ein Mythos. Wie schrieb noch eine linksgerichtete, ländliche Zeitung: «Man muss nicht nach West Virginia gehen, um das Herz von *Trump Country* zu finden. Die Trump-Wähler sind viel näher an zu Hause.»

Auch in politischer Hinsicht stellten die Trump-Wähler die gängige Meinung auf den Kopf.

Die frühen Trump-Wähler bezeichneten sich als moderat, was nicht gleich Mitte ist. Es heisst, dass sie einen Meinungsmix vertreten: Links bei Handel und Sozialausgaben. Isolationistisch in der Aussenpolitik, aber für die Armee, wenn es um die nationale Verteidigung geht.



Anstand und Bescheidenheit: Trump-Anhänger.

Früh in den Vorwahlen fielen weitere Merkmale auf: Je stärker ein Wähler Gewerkschaften, höhere Steuern für die Reichen, eine Anhebung des Mindestlohns und ein staatlich bezahltes Gesundheitssystem befürwortete – Positionen, Lichtjahre entfernt von der konservativen Orthodoxie –, desto grösser war die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um einen Trump-Unterstützer handelte.

Was die Staatsausgaben betrifft, so sorgten sich die *Trumpers* eher darum, wohin die Steuer-Dollars fließen würden, als um die Frage, wie viele die Regierung überhaupt einsammelt.

Während Trump am Ende bei denen gewann, die sich als evangelikal bezeichnen, waren 45 Prozent seiner Primary-Unterstützer Abtreibungsbefürworter.

Und beim heissen Thema der illegalen Immigration? Dem Thema, das der Raketentreibstoff für den Aufstieg seiner Kampagne war? Die *Trumpers* hatten dazu unterschiedliche Meinungen.

Die meisten von ihnen glaubten, dass illegale Einwanderer den Amerikanern Jobs streitig



machen und die Löhne drücken würden, während sie sich gleichzeitig am staatlichen Futtertrog nährten. Sie betrachteten illegale Immigration als eine Frage der Fairness und der wirtschaftlichen und nationalen Sicherheit.

Was die Lösungen betrifft, gingen die Meinungen auseinander. Ganz sicher wollten sie diese Mauer. Und dass Mexiko sie bezahlt. Aber eine Umfrage von *NBC News* im Februar 2016 ergab, dass 44 Prozent der Trump-Wähler eine Möglichkeit der Legalisierung bevorzugten und nur wenig mehr als die Hälfte das Mittel der Ausschaffung vorzogen.

So, und jetzt kommt der Teil, der wirklich die Aufmerksamkeit der republikanischen Führung und der vorwärtsstürmenden konservativen Aktivisten auf sich ziehen sollte. Trump hat der Elefanten-Partei in Wirklichkeit keine «neuen» Wähler zugeführt. Auch hat er nicht, wie er sich brüstete, konservative Demokraten angezogen. Wie scherzt Michael Reagan, der Sohn von Ronald Reagan, so schön: Die meisten Reagan-Demokraten sind entweder tot oder bereits republikanisch.

Die Leute, die Trump in den Primaries die Stimme gaben, waren Stammwähler, die bei der Hauptwahl zuverlässig republikanisch stimmen. Nun aber waren sie motiviert, auch die parteiinternen Vorwahlen «Great Again» zu machen.

Um meine Metaphern zu vermischen: Trump hat das Zirkuszelt nicht vergrößert, er hat nur mehr Städter hineingezogen.

Warum sollte dies das republikanische Establishment besonders interessieren?

Es liegt die Vermutung nahe, dass eine grosse, vorher unsichtbare Menge von republikanischen Wählern, die sich früher nicht um die Vorwahlen scherte, populistischer und weniger konservativ tickt. Und wenn man sie ignoriert, sind sie bereit zu revoltieren. Was sie auch tat.

Über die ganze Wahlsaison war ich, wie viele Amerikaner, frustriert und angewidert angesichts der sich bietenden Auswahl. Als afro-amerikanische Single-Frau, die in Manhattan lebt (ich scherze häufig, dass ich *blue state*-[demokratischen]Geschmack und *red state*-[republikanische]Politik in mir vereine), ist

die Anziehungskraft von Trump auf mich unter null.

Er ist kein Konservativer. Sein Instinkt besteht darin, die schlimmsten Instinkte zu wecken. Ich sehe ihn nicht als Rassisten. Er fällt mir auf als ein Opportunist, der die Konsequenzen seiner Worte und Taten nicht beachtet.

Her mit dem Whiskey!

Aber die Trump-Wähler sahen das etwas anders. Und jemand anders. Sie sind nicht «beklagenswert» und «unverbesserlich». Es sind US-Bür-

Trump hat das Zirkuszelt nicht vergrößert, er hat nur mehr Städter hineingezogen.

ger, die das abgekartete Spiel in Washington zertrümmern und die Demokratie dem Volk zurückgeben möchten, wo sie auch hingehört.

Im letzten Jahr hatte ich viele hitzige Diskussionen mit meinen *Trumper*-Freunden. «Hast du grad gehört, was er über das Anfassen weiblicher Körperteile gesagt hat?» «Hast du gesehen, wie er einen *New York Times*-Journalisten wegen einer körperlichen Behinderung lächerlich gemacht hat?» «Hast du gehört, dass er sagte, die Lateinamerikaner in den USA liebten ihn, weil sie für ihn arbeiteten?»

Und ja, sie haben es mitbekommen. Alles. Und sie fanden es schlecht. Alles davon. Aber sie waren bereit, seinen Bombast und seine Schwächen hinzunehmen, weil sie die Alternative als viel schlimmer empfanden. Eine Kandidatin, die sich als beklagenswert und unverbesserlich korrupt herausgestellt hat, als machtgeil und unehrlich.

Keine Auswahl, die sich die meisten Amerikaner jemals gewünscht haben.

Wie geht es jetzt weiter? Nach einer der schlimmsten Wahlen seit je, die die Amerikaner im wahlfähigen Alter haben erleiden müssen? Mit Anstand, hoffe ich, und Bescheidenheit. Und dem Glauben an die Dinge, die unser Land gross machen. Es sind nicht unsere Führer, die entscheiden, was wir sind, sondern wir selbst. «We the People». Und die zugrundeliegenden, universellen Prinzipien, die uns verpflichten. Wir sind, komme was wolle, eine Republik.

Und wenn das nicht geht, dann halten wir es eben mit den (diesem vielleicht nur zugeschriebenen) Worten Otto von Bismarcks: «Es gibt eine göttliche Vorsehung, welche die Dummen, die Kinder, die Betrunkenen und die Vereinigten Staaten beschützt.»

Her mit dem Whiskey!



Amy Holmes arbeitet als politische Analystin für Rasmussen Reports. Sie war Redenschreiberin des früheren Mehrheitsführers im US-Senat, Bill Frist (Tennessee).

Aus dem Englischen von Florian Schwab

Motor für den Wandel

Von Andrew F. Hutchinson — Präsident Trump ist nicht der grobe Tyrann und Angeber, als der er von den Medien dargestellt wurde. Als effektiver Politiker wird er die besten Deals für Amerika aushandeln – schrittweise und nicht tollkühn.

Ich traf Donald Trump bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung, die er 2005 in seinem «Mar-a-Lago Club» in Florida abhielt. Ich war Major in der US-Armee, und ein guter Freund hatte mich als Gast eingeladen. Da ich mir nach einem Einsatz in Bosnien und einem kurzen Aufenthalt im Pentagon wenig Freizeit gegönnt hatte, nahm ich die Einladung an. Mich beeindruckten wie die meisten Militärs die Wohlhabenden oder die sogenannte gesellschaftliche Elite Amerikas nicht so leicht.

Meine Familie gehörte der Mittelklasse an, nicht anders als die Mehrheit der Offiziere und Soldaten der US-Armee. Mein Vater war der Sohn von Einwanderern. Hinzu kam, dass der Krieg im Nahen Osten zu diesem Zeitpunkt für die Vereinigten Staaten einen Tiefpunkt erreicht hatte. Angesichts der vielen Opfer und der ständig zunehmenden bösartigen Aufstände im Irak hatte ich andere Dinge im Kopf. Ich war erst vor kurzem einer Einheit zugeteilt worden, die sich auf einen unvermeidlichen Kriegseinsatz im Nahen Osten vorbereitete.

Ich muss zugeben, dass ich mich auf der Trump-Veranstaltung überhaupt nicht wohl in meiner Haut fühlte. Die Herren trugen Frack und Fliege; für mich war es das erste und letzte Mal, dass ich zu meiner Ausgehuniform eine weiße Fliege und eine weiße Weste trug. Der Veranstaltungsort erinnerte an einen Palast, zu den Gästen zählten reiche Hollywoodberühmtheiten und viele andere Würdenträger. Was mir aber sofort auffiel, war, dass Trump auch viele Militärangehörige eingeladen hatte – einfache Soldaten, nicht Generäle und Admirale. Einige waren mit ihren Freundinnen und Ehepartnern gekommen. Es gab sogar eine militärische Ehrengarde. Früher war das üblich, doch heute sieht man es bei privaten Veranstaltungen selten.

Höflich, aufmerksam, hilfsbereit

An diesem Abend hatte ich nur zweimal direkt Kontakt zu Trump. Aber mein Eindruck von ihm unterschied sich schon damals zu meiner Überraschung deutlich von dem, was ich über ihn durch das gefilterte und – leider muss man das so sagen – verzerrende Objektiv der Medien gelesen und gesehen hatte. Wie sich das für einen Gastgeber gehört, war er bei unserem Smalltalk herzlich, höflich und auf mich fixiert. Für ihn war ich ein Niemand, aber er behandelte mich nicht so. Ja, er zeigte Interesse daran, dass ich im Militär war.

Während des Abendessens stand Trump zufällig direkt hinter meinem Tisch, wo er etwa fünf Minuten lang einige Details des Dinners mit dem Veranstalter erörterte. Von meinem Platz aus war es unmöglich, diese Unterhaltung nicht mit anzuhören. Das war nicht der grobe Tyrann und Angeber, wie er von den Medien dargestellt wurde. Er begegnete dem Organisator auf Augenhöhe, und er machte sich nicht nur über das Wohlbefinden seiner Gäste Gedanken, sondern auch über das seiner Angestellten. Kurz bevor seine Frau



Melania ihre Rede über Rettungsfonds für Tsunami-Opfer und das Rote Kreuz begann, ging er zu ihr, um ihr zu helfen. Dabei drückte er seine Sorge darüber aus, wie sie in ihren hohen

Absätzen das Podium erklimmen würde. Denn sie erwartete zu diesem Zeitpunkt ihren ersten gemeinsamen Sohn.

Am Ende der Veranstaltung kam es vor dem Eingang zu einer Art Verkehrsstau, als die Autos vorfuhr, um die Gäste abzuholen. Trump trat durch die Eingangstür und bahnte sich einen Weg durch die Menge, um zu sehen, was los war. Als er an mir vorbeiging, rief er: «Hey, da ist ja die Armee!» Dann half er zusammen mit einem seiner Angestellten selber mit, den Stau aufzulösen. Der Angestellte witzelte und rief Trump zu: «You're fired.»

Was ich an diesem Abend erlebte, habe ich seitdem in vielen Geschichten gehört, aber nie in den Medien gesehen: Im direkten Kontakt ist Trump meist ein höflicher, aufmerksamer Mann, der anderen aufrichtig helfen möchte. Wenn er bei politischen Veranstaltungen vor einer Menschenmenge auftritt, erscheinen

Er spricht sich für starke, unzweideutige Antworten auf manifeste Bedrohungen aus.

seine Persönlichkeit und seine Prahlucht zuweilen gezwungen – vielleicht um der Glaubwürdigkeit beim durchschnittlichen amerikanischen Wähler willen. Dann verstärkt die Presse noch jede Grobheit. Dennoch ist er ein sehr effektiver Politiker, der tatsächlich Energie aus den Menschen in diesen Mengen tankt.

In den nächsten zehn Jahren hatte ich die Begegnung im «Mar-a-Lago» fast schon vergessen, da ich vollständig in meinen Pflichten aufging – der Vorbereitung und Mobilisierung eines Soldaten für einen Krieg. Im Jahr

2015 verließ ich die Armee. Als Donald Trump im selben Jahr auf der Rolltreppe im Trump Tower hinunterfuhr, um seine Kandidatur für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten anzukündigen, brach der grösste Teil der Medien und der nationalen Elite in Gelächter und Spott aus. Mich aber rüttelte eine Sache wie ein Donnerschlag auf: Egal, was die Schnatterklasse dachte, die Dinge, die Trump ansprach, würden bei vielen Wählern einen tiefen Widerhall erzeugen. Es wäre absurd, ihn schon zu diesem Zeitpunkt für die Wahlen abzuschreiben.

Viele Amerikaner sind unzufrieden. Sie haben das Gefühl, dass das Establishment seine Führungsrolle gegen persönliche Bereicherung eingetauscht hat und gleichzeitig den Bürgern Schaden zufügt. Ich möchte mich auf ein Thema beschränken, mit dem ich vertraut bin, das aber Trumps Verbindung zu unzufriedenen Amerikanern illustriert: seine Haltung gegenüber Veteranen. Egal, welche Meinung man über den Krieg im Nahen Osten hat: Der Militärdienst dort fordert bei den Menschen seinen Tribut: wirtschaftliche und familiäre Anpassungen und Umstellungen, posttraumatischer Stress, traumatische Hirnverletzungen, körperliche und geistige Behinderungen, Drogensucht, Straftaten, Obdachlosigkeit. Die Selbstmordrate bei Veteranen liegt um 50 Prozent höher als beim Rest der Bevölkerung. Eine Studie des Veteranenministeriums aus dem Jahr 2013 lässt den Schluss zu, dass zwischen 1999 und 2010 über zwanzig Veteranen am Tag ihrem Leben ein Ende setzten.

Plan zur Reform der Bürokratie

Trump beschränkte seine Unterstützung für Veteranen und Militärangehörige nicht nur auf Wahlveranstaltungen. Er sammelte 5,6 Millionen Dollar (davon eine Million Dollar von seinem eigenen Geld) für Veteranenstiftungen. Ein Teil der Presse kritisierte ihn paradoxerweise dafür, dass er diese Spenden nicht rasch genug weitergeleitet habe, derweil ein anderer Teil rügte, dass er die Veteranengruppen nicht gründlich genug überprüft habe, bevor er die Checks versandte. Welche anderen Kandidaten haben in jüngster Zeit ähnlich greifbare Anstrengungen unternommen?

Seine Gegner haben zu dem Thema meist geschwiegen oder behauptet, dass die Probleme übertrieben seien. Aber Trump hat Lösungen ausgearbeitet und einen glaubwürdigen Plan zur Reform der Bürokratie in Veteranenfragen



Strategische Vision: Donald Trump auf dem Schlachtschiff USS Iowa.

entwickelt. Dieser sieht vor, dass Veteraneneinrichtungen in einen Wettbewerb mit nicht für Veteranen reservierten Spitälern eintreten und dass Ärzte Zugang zu Techniken und Dienstleistungen erhalten, die auf die Gesundheitsbedürfnisse von Frauen und Jüngeren spezialisiert sind. Der Plan verhilft zur notwendigen Technologie, die Patienten mit Ärzten verbindet und Veteranen ermöglicht, ihre eigene Pflege zu regeln. Er verbessert Programme für deren geistige Gesundheit, er verspricht mehr Geld für die Therapie von posttraumatischem Stress und traumatischen Hirnverletzungen ebenso wie für Massnahmen zur Vermeidung von Selbstmorden. Ausserdem finanziert er die Forschung für die beste Behandlung von Veteranen. Wer ist besser dafür geeignet, eine Bürokratie effizienter zu machen als ein Leader mit erwiesenem Geschäftssinn?

Es reicht allerdings nicht, nur auf die Folgen eines Krieges zu reagieren. Gerade weil sie so hohe Opfer zu zahlen bereit sind, verdienen

Militärangehörige einen Leader wie Trump mit strategischer Vision. Im Pentagon gibt es einen Grundsatz, der besagt: «Wenn du nur einen Hammer hast, dann sieht jedes Problem wie ein Nagel aus.» Wie Präsident Reagan vor ihm bevorzugt Trump ein starkes Militär, das gemeinsam mit harten Verhandlungsführern künftige Bedrohungen abschreckt, anstatt die Männer und Frauen in Uniform ständig als einzigen und manchmal auch unbedachten Ausdruck nationaler Macht herbeizurufen. Er spricht sich aber auch für starke, unzweideutige Antworten auf manifeste Bedrohungen wie etwa jene durch den Islamischen Staat aus.

Intelligenz, das Richtige zu erkennen

Trump will alle Aspekte der amerikanischen Aussenpolitik einer Überprüfung unterziehen. Seiner Meinung nach fliegt die amerikanische Strategie seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf Autopilot und braucht eine radikale Überprüfung. Gleichzeitig bleiben not-

wendige Ressourcen entscheidend für eine perfekt ausgebildete Militärmacht. Soldaten werden ausgebildet, um in einer ständig wechselnden Umgebung periodisch Dinge neu zu beurteilen, anzupassen und zu verbessern. Das sollte auch für politische Führer gelten.

Das Establishment hat viel zu verlieren, wenn der Status quo in Frage gestellt wird. Der durchschnittliche Amerikaner aber verliert mehr, wenn man auf dem gegenwärtigen, starren Kurs beharrt. Im Gegensatz zu anderen strahlt Trump Leadership aus. Obwohl nicht alle aufgrund seiner Handlungen mit ihm übereinstimmen, schätzen sie doch seine Fähigkeit, sich gegen die gängige Meinung zu stellen. Diese Art von Leadership fehlt der heutigen amerikanischen Politik bitterlich.

Während der zweiten Kandidatendebatte, nach der Veröffentlichung der unangemessenen Bemerkungen Trumps über Frauen, befand sich sein Wahlkampf auf einem Tiefpunkt. Diese Bemerkungen haben mich persönlich angewidert, aber zugleich bewunderte ich seine Fähigkeit, weiter zu kämpfen und sich von den persönlichen Angriffen nicht beirren zu lassen. Allen Experten zum Trotz, die seine Vorstellungen und sein Verhalten verspotten, verfügt Trump über die Intelligenz, das Richtige zu erkennen, und über den Mut, diese Ziele ohne Rücksicht auf persönliche Nachteile zu verfolgen.

Genug vom Status quo

Viele Amerikaner, die zu lange von der politischen Elite ignoriert wurden, spüren instinktiv, dass die Nation einen Kurswechsel braucht. Deshalb stösst Trumps Botschaft auf Widerhall. Was können wir von einem Präsidenten Trump erwarten? Mal abgesehen von seiner Angeberei, ist er im Grunde genommen ein pragmatischer Geschäftsmann. Er wird als eine Art von Broker wirken, der die besten Deals für das amerikanische Volk ausarbeitet und den Status quo über Bord wirft, wenn es notwendig ist. Aber der Wandel, den er anstrebt, wird notwendigerweise schrittweise und nicht tollkühn verlaufen.

Eines ist jedoch sicher: Das Phänomen, das wir vor Augen haben, liegt in den Menschen, die vom Status quo schon lange genug haben. Dieses Phänomen wird uns noch eine Zeitlang begleiten. Es war das amerikanische Volk, das Trump autorisiert hat. Er ist lediglich der Motor für den Wandel.



Andrew F. Hutchinson ist ehemaliger Stabschef der Nationalgarde von Pennsylvania. Er ist Kriegsveteran, Träger der Verdienstmedaille «Legion of Merit» und des «Bronze Star». Er absolvierte die Militärakademie West Point, die Naval Postgraduate School der Marine und das Army War College. Er schied 2015 nach 33 Dienstjahren mit dem Ehrentitel eines Brigadegenerals der Nationalgarde von Pennsylvania aus dem Dienst aus.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Rednecks, Hillbillies, Trailer Trash

Von Urs Gehriger — Amerika ist auf Armut gebaut. Im 17. Jahrhundert begann England, seine Kriminellen und Landstreicher in die Neue Welt zu verschiffen. Ihre Nachfahren leben als *white trash* am Rand der Gesellschaft. Historikerin Nancy Isenberg erklärt, welche Rolle sie im Wahlkampf gespielt haben.



«An die Grenzen der neuen Zivilisation gedrängt»: «Redneck Yacht Club» in Punta Gorda, Florida.



Amerika als gigantisches Armenhaus: Migranten auf Ellis Island (undatiert).



Sohn eines Landarbeiters aus Mississippi: Elvis, 1946.

Kaum war Donald Trump in den Ring gestiegen, taxierten Reporter seine tobende Gefolgschaft herablassend als *white trash*. Sie taten dies in Anspielung an eines der dunkelsten Kapitel Amerikas. Nicht jeder, der seit dem 17. Jahrhundert in die Neue Welt aufgebroschen war, hatte dies in Hoffnung auf Freiheit und Wohlstand getan. Die Engländer verfrachteten Delinquenten, Taugenichtse, Diebe, Bettler und Vagabunden über den Atlantik, um sie in Amerika als «menschlichen Müll» zu entsorgen. Die Historikerin Nancy Isenberg, Professorin an der Louisiana State University, hat in ihrem Bestseller «White Trash» die Geschichte dieser Verdammten und Vergessenen aufgearbeitet. Sie zeigt auf, dass Amerika von Beginn weg eine Klassengesellschaft war. Eine, die nach oben zementiert ist. Anders als es der Leuchtreklamen-Slogan vom «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» propagiert, stehen den Ärmsten kaum Aufstiegsmöglichkeiten offen. Ein paar wenige dieser Lehmfresser, Drecktreter, Squatter, Rednecks und Hillbillys kämpften sich nach oben. Elvis ist einer, der es aus den Niederungen des *white trash* auf den Olymp schaffte. Die meisten jedoch darbt in der Unterschicht. Bis Donald Trump kam und ihnen eine Stimme gab. Aber Isenberg warnt davor, dass das Phänomen Trump weit über den *white trash* hinausreichte.

Professor Isenberg, woher kommt der *white trash*, der «weisse Abschaum»?

Seine Wurzeln reichen vierhundert Jahre zurück. Man sammelte die Menschen aus den Strassen und Landstrichen Englands zusammen und verschifft sie über den Atlantik an die amerikanische Küste. Der englische Geograf Richard Hakluyt versuchte im 16. Jahrhundert die Königin von England von den Vorzügen der Kolonialisierung zu überzeugen, indem er den neuen Kontinent als ideale Möglichkeit dafür anpries, Arme, Faule, Kriminelle, Bettlerkinder und Landstreicher loszuwerden. Er bezeichnete sie als «waste people» – Abfallmenschen.

Hakluyt verfasste 1584 eine Propagandaschrift mit dem Titel «Discourse of Western Planting». Das klingt eher nach einem landwirtschaftlichen Projekt als nach einer Mülldeponie. Was war sein Konzept?

Das Wort «planting» (pflanzen) ist ein Schlüsselbegriff. Es ging nicht bloss um das Ansäen von Pflanzen. Hakluyt meinte damit auch die Menschen, die man in die Neue Welt verfrachtete. Einige von ihnen würden gedeihen – wie eine Saat, die aufgeht. Andere würden sterben. Bei der Kolonisierung Amerikas ging es den Engländern zuerst darum, das Problem der Armut in ihrem Land zu tilgen. Sie stellten sich Amerika als gigantisches Armenhaus vor,

wo man den «Abschaum» deponieren konnte. Wer als ein dem «Abschaum» Zugehöriger überlebte, könnte später wiederverwertet werden, als Soldat in imperialen Kriegen, wo er erneut als «Abfallmensch» enden würde.

Aus dem Armenhaus wurde eine erfolgreiche Kolonie, später eine eigenständige Nation, die im 20. Jahrhundert zur Welt-



«Die Hillbilly-Kultur wurde salonfähig»: Isenberg.

macht aufstieg. Was wurde aus dem *trash*, den die Engländer an Amerikas Gestade verfrachtet hatten?

Das Gesinde, das nicht gestorben ist, wurde an die Grenzen der neuen Zivilisation gedrängt. Ein vertikaler Aufstieg war für diese Menschen nicht vorgesehen, stattdessen wurden sie horizontal weitergeschoben. Indem man die Armut an die Peripherie verschob, war sie aus dem Blickfeld entfernt. So legte man den Mythos für eine klassenlose Gesellschaft. In Wahrheit war das Land im «Wilden» Westen nicht frei. Dort kam der *trash* in Konflikt mit Siedlern, welche die verarmten Eindringlinge Squatter nannten.

Ein Begriff, den man heute für Hausbesetzer in unseren Städten verwendet.

«Squat» ist ein sehr interessantes Wort mit verschiedenen Bedeutungen: sich über das Land ausbreiten.

Sich niederkaufen und seine Notdurft verrichten. Es hat auch eine wichtige rechtliche Bedeutung. Gemäss britischem Gesetz war *squat* das Gegenteil von gesetzlichem Status. Wer gesetzlichen Status hatte, konnte Land als Besitz beanspruchen. Ein Squatter war ein rechtloser Besetzer, den es zu vertreiben galt. Bald galt Amerika als «Land der Freien» und als «Land der uneingeschränkten Möglichkeiten». Was geschah mit den eingesessenen Armen, während aus Europa immer neue Menschen zuwanderten?

Einwanderer, die den Aufstieg schafften, schauten mit Verachtung auf die Armen

hinunter. Sie setzten alles daran, nicht mit der Unterschicht identifiziert zu werden. Einer von ihnen war Gründervater Benjamin Franklin (1706–1790). Er wurde als Selfmademan gefeiert und war getrieben von der Idee: «Wenn du hart arbeitest, kommst du weiter.» Allerdings war der Begriff Selfmademan ein Mythos. Wer keine Patrons hatte, Leute, die einen unterstützten, konnte sozial nicht aufsteigen.

Franklin vertrat eine Frühform des Darwinismus, indem er die Migration und Fruchtbarkeit der Menschen mit jenen von Tieren verglich.

In Konkurrenz zur Karibik, von welcher die Briten wegen Sklaverei und Zucker sehr abhängig waren, propagierte Franklin die Vorzüge der menschlichen Fortpflanzung, durch welche die Gesellschaft Amerikas an Grösse und Kraft zunehmen werde. Dafür sei eine natürliche Selektion notwendig. 1787 schrieb er: «Das Kriterium aussergewöhnlicher Schönheit ist massgebend, wenn wir über unsere Pferde, Hunde und andere Haustiere sprechen: Warum wenden wir dieses Kriterium nicht auch auf Menschen an?» Wer den harten Anforderungen des Alltags nicht gewachsen sei, müsse weiterziehen oder sterben. Franklin war keine Ausnahme, sein Gedankengut war typisch für die damalige Zeit.

Trotzdem ist Amerika seine Armen nie losgeworden.

Die Armen zogen im Land herum, liessen sich da und dort nieder. Sie sind zu Amerikas «Unberührbaren» geworden. Die zahlreichen Namen, die man ihnen gab, sprechen Bände: *crackers, sandhillers, mudsills, clay eaters, hoe wielders, rednecks, hillbillies*. Sie liessen sich an der Peripherie der Städte im Mittleren Westen und im Sonnengürtel [Gebiet zwischen Atlantik und Pazifik südlich des 37. Breitengrades] nieder. Sie wohnen entlang den Highways, Eisenbahngleisen und in Wohnwagenparks, die eher Mülldeponien ähneln

als Wohngebieten. *Trailer trash* wurde zu einem neuen Begriff weisser Armut. 19,7 Millionen Amerikaner leben heute unter der Armutsgrenze. 42 Prozent von ihnen sind weiss. Ihre Existenz ist der lebende Beweis dafür, dass wir in Amerika

eine Klassengesellschaft haben. Die Spaltung nimmt zu, nicht ab. Nur 30 Prozent der Amerikaner haben einen College-Abschluss. Viele aus der Unterschicht fühlen sich nicht ernst genommen. Sie sehen keine Möglichkeit zu einem sozialen Aufstieg.

In diesem Wahlkampf verschaffte sich die Unterschicht mit ihrem Zorn Gehör. Welche Rolle spielte der *white trash* beim Erfolg von Donald Trump?

Als Trump in den Vorwahlen erstmals Furore machte, haben viele Journalisten seine Gefolgschaft abschätzig als *white trash* bezeichnet. Aber das ist irreführend. Wer



Trumps Anhänger genauer studiert, stellt rasch fest, dass manche aus einer höheren Einkommensklasse stammen als die Unterstützer von Sanders und sogar von Clinton. Vom Erscheinungsbild passen zwar viele in den Stereotyp des *white trash*. Sie kleiden sich in Jeans und mit Holzfällerhemden, Schirmmützen, und sprechen eine rohe Sprache. Doch die Mehrheit der Trump-Supporter sind nicht *white trash*.

Wie würden Sie sie beschreiben?

Ich bezeichne sie als «Enterbte» (*disinherited*). Was sie vereint, ist die Wut auf das Washingtoner Establishment. Sie hassen die linke Elite und auch die republikanische Parteiführung. Sie sehen sich in ihrem Status von Zuwanderern bedroht. Sie fühlten sich angesprochen, als Trump zum Kampf gegen die politische Korrektheit aufrief. Sie sahen in ihm den Störenfried, der den politischen Betrieb ausmisten würde. Sie haben das tiefverankerte Gefühl, dass sich die Welt – und insbesondere jene in Washington – gegen sie verschworen hat.

Ist es nicht genau dieses Gefühl, das auch der *white trash* hegt?

Wir haben keine genaue Vorstellung davon, was die Mehrheit der armen, ums Überleben kämpfenden Weissen wirklich fühlt. Einige denken wahrscheinlich genau so. Zum Beispiel jene in den Appalachen. Aber die wenigsten Amerikaner unter der Armutsgrenze sind während des Wahlkampfes interviewt worden. Die meisten von ihnen haben wahrscheinlich gar nicht gewählt. Das ist typisch für den Umgang Amerikas mit seiner Unterschicht. Man ignoriert sie, stösst sie beiseite. Man nimmt ihren Namen nur als Fluchwort in den Mund, um jemanden zu diskreditieren.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass sogar Lincoln als «Präsident der *mudstills*» (Präsident der Sumpftreter) bezeichnet wurde.

Seine primitive Herkunft aus Kentucky machte ihn in den Augen der Elite zum *white trash*. Die Verachtung gegenüber Menschen aus ärmlichen Verhältnissen hat sich bis in unsere Zeit gehalten. Als Bill Clinton Ambitionen für das Weisse Haus zeigte, bezeichneten ihn seine Feinde als *white trash*, unwürdig des höchsten Amtes im Land. Er verkörperte gewisse Stereotype des «weisen Abschaums» wie die Vorliebe für cholesterinhaltiges Essen und die Herkunft aus ärmlichen Verhältnissen. Wir haben immer einen beträchtlichen Teil der Gesellschaft ausgeschlossen. Unter anderem deshalb bin ich der Auffassung, dass wir nie eine echte Demokratie hatten in diesem Land. Eine Folge davon ist, dass viele Menschen von Wut getrieben sind. Die meisten Leute wählen gegen, nicht für etwas.

Das stimmt nicht. Zwei Mal, 2008 und 2012, votierten die Amerikaner für «Hoff-

nung», «Wechsel» und «Yes, we can!» – Slogans, die der erste schwarze US-Präsident verkörperte.

Stimmt. Doch genau dann, als Obama Hoffnung und Wechsel propagierte, tauchte am Horizont Sarah Palin auf. Sie kam aus dem Unterholz von Alaska, schoss Wild aus einem Helikopter, ass Elchfleisch und wollte nach Washington marschieren, um auszumisten. Ihre Masche hatte den Zweck, den Leuten vorzumachen, dass sie eine durchschnittliche Amerikanerin sei. Sie ist Symbol eines interessanten Phänomens. In den Siebziger Jahren begannen Amerikaner aus der Unter-

«Die kalkulierte Kontaktaufnahme mit der Unterschicht hat Tradition.

schicht die Scham über ihre Herkunft zu verlieren. Sie trugen den ursprünglich abschätzig gemeinten Namen «Redneck» mit Stolz. Die Hillbilly-Kultur wurde salonfähig.

In der Musikindustrie wurde der Sound der Unterschicht zum Mainstream.

Im Sog dieses Trends swingte Bill Clinton ins Weisse Haus, indem er den Geist von Elvis heraufbeschwor und auf seinem Saxofon «Heartbreak Hotel» zum Besten gab. Der König des Rock'n'Rolls war selbst der Sohn eines Landarbeiters aus Mississippi gewesen, der den toxischen Geruch des *white trash* in Coolness ummünzte. Plötzlich war es en vogue, einen Pickup zu fahren und sich wie ein Landarbeiter anzuziehen. Das führte zu der grotesken Situation, dass sich Politiker auf Stimmenfang wie ihre Klientel kleideten. In Louisiana, wo ich wohne, hat sich der ehemalige Gouverneur Bobby Jindal, ein Sohn indischer Einwanderer und Harvard-Absolvent, in die Camouflagekluft eines Wildjägers gestürzt, um den Landburschen zu mimen. Und Donald Trump stieg von seinem goldenen Turm herunter, warf sich in diese lächerlichen Anzüge und setzte seine selbstkreierte Arbeitermütze auf. Heute verehren viele Amerikaner jene, die bewusst nicht als Politiker auftreten.

War dieser Wahlkampf eine Trendwende: weg vom geschliffenen Politiker, hin zu den untersten Schichten des Volks?

Die kalkulierte Kontaktaufnahme mit der Unterschicht hat Tradition, sie geht zurück auf die Zeit der Antiföderalisten, als man vorgab, dass unsere Demokratie empfänglich sei für den gewöhnlichen Mann und man das Interesse der Unterschicht ernst nehme. Aber das ist mehr Rhetorik als Realität. Wir haben uns nie eingestanden, dass *white trash* ein zentraler und verstörender

Bestandteil unserer nationalen Geschichte ist. Wir möchten diese Menschen totschiessen, beiseitewischen, verstecken. Wir möchten sagen: «Sie sind nicht, wer wir sind.» Aber sie sind ein Teil von dem, was wir sind. Ob wir es mögen oder nicht. In Wirklichkeit hat sich an der Mentalität der Verachtung gegenüber dem *white trash* und der Unterschicht nichts geändert.

Zeigt sich diese Verachtung in Clintons abfälliger Bemerkung, die Hälfte von Trumps Unterstützern gehöre in den «Korb der Erbärmlichen» (*basket of deplorables*)?

Sie hätte sagen sollen: «Unter Trumps Anhängern gibt es Leute mit erbärmlichen Ansichten.» Denn es gibt diese Leute tatsächlich. Aber die Hälfte aller Trump-Anhänger als «unverbesserlich» abzuqualifizieren, ist falsch. Der Ausdruck: «basket» erinnert an den Begriff «basket case» (Psycho). An Menschen also, die so weit ausserhalb der Norm sind, dass sie nicht mehr in die Gesellschaft zurückgebracht werden können. Darin schwingt eben die abweisende Haltung mit, diese Leute seien hoffnungslos verloren.

Die «Erbärmlichen» reagierten auf Clintons Beleidigung mit zornigem Stolz. Im Trump-Lager fanden T-Shirts mit der Aufschrift: «Deplorable Lives Matter» (Das Leben von Erbärmlichen hat auch einen Wert) grossen Absatz.

Ja, sie sagen: «Ihr elitären, politisch korrekten Linken nennt uns erbärmlich. Gerne! Wir wollen gar nicht sein wie ihr. Beleidigt uns nur, wir tragen den Schmähtitel mit Ehre und werfen ihn zurück, direkt in euer Gesicht.» Solche Beleidigungen befeuerten eine Bewegung, in der es schon fast Mode ist, Underdog zu sein.

Was wird nun aus dem *white trash* und den «Enterbten», da Trump, der ihnen eine Stimme gegeben hat, ins Weisse Haus einzieht?

Ich mache mir grosse Sorgen. Die Gehässigkeiten und die aufgeheizte Stimmung des Wahlkampfes haben neue negative Standards gesetzt. Sie könnten den Umgang mit politischen Gegnern für immer verändern. Was werden die Menschen tun, die auf Trump gesetzt haben, wenn sie merken, dass er sie betrogen hat? Wenn sie sehen, dass er gar keine Mauer baut, die illegalen Immigranten nicht des Landes verweist und die Arbeitsplätze nicht wieder nach Amerika zurückbringt?

Werden sie einmal mehr als Verlierer dastehen?

Ja.

Nancy Isenberg: *White Trash. The 400-Year Untold History of Class in America*. Viking, 480 S., Fr. 37.90



Pretzel, Burger, Hot Dog

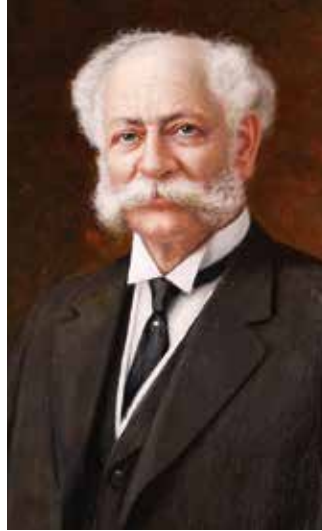
Von Wolfgang Koydl — Deutsche haben die USA mehr geprägt als andere Nationen. Doch Trump ist erst der dritte Präsident mit teutonischen Wurzeln.



Walter Chrysler.



Meryl Streep (ursprünglich Streeb).



Johann Heinrich Heinz.



Dwight D. Eisenhower.



Sandra Bullock.



Henry Kissinger.

Man mag es kaum glauben angesichts der ethnischen Vielfalt, aber Deutschstämmige stellen nach wie vor die grösste Volksgruppe der USA: Knapp 50 Millionen Amerikaner führen ihren Stammbaum auf deutsche Einwanderer zurück. Mit einigem Abstand folgen Afroamerikaner (41 Millionen), Iren (35 Millionen) und Mexikaner (31 Millionen).

Im Gegensatz zu kleineren, im öffentlichen Diskurs aber auffälligeren ethnischen Gruppen wie Griechen oder Italienern haben die Deutschamerikaner das Rampenlicht stets gescheut. Irgendwie genügte es ihnen, ihre neue Heimat um *pretzels*, *hamburgers*, *hot dogs* und das eine oder andere nachgemachte Oktoberfest bereichert zu haben. Politisch hielten sich die Deutschen im Lande meist im Hinter-

grund. Wenn sie sich zur Wahl stellen, appellieren sie nicht an ethnische Verbundenheit oder nostalgische Hinweise auf die alte Heimat. Sie verzichteten lange auf eine eigene Lobby in Washington. Erst seit ein paar Jahren kümmert sich ein Congressional German-American Caucus um «deutsche» Anliegen.

Donald Trump ist denn auch erst der dritte US-Präsident mit eindeutig deutschen Wurzeln – nach Herbert Hoover (ursprünglich Huber) und Dwight D. Eisenhower. Trumps Grossvater Friedrich wanderte 1885 aus dem pfälzischen Weindorf Kallstadt nach Amerika aus. Dies ist übrigens derselbe Ort, der den USA den Erfinder ihres beliebtesten Würzmittels schenkte: Johann

Heinrich Heinz, Ketchup-Namensgeber, wurde auch in Kallstadt geboren. Bei anderen Präsidenten entdeckten Ahnenforscher deutsche Spurenelemente, sogar bei Barack Obama, dessen weisse Mutter teutonisches Erbgut gehabt haben soll. Doch generell spielte deutsches Erbe bei US-Politikern nie eine Rolle – anders als etwa irisches bei den Kennedys oder österreichisches bei Arnold Schwarzenegger. Eine Ausnahme bildete Aussenminister Henry Kissinger, dessen fränkischer Akzent ihn freilich von der ersten Silbe an verriet.

In anderen Lebensbereichen aber haben Deutsche Amerika unendlich bereichert: Sie brachten ihnen Fremdsprachen bei (Maximilian Berlitz), setzten sie in Flugzeuge und Autos (Wilhelm Böing und Walter Chrysler) und verkauften ihnen Arzneien (Charles Pfizer) und Kühlschränke (George Westinghouse). Marcus Goldman aus Unterfranken gründete mit seinem Schwiegersohn Samuel Sachs eine Bank, die sich dem Vernehmen nach nicht schlecht entwickelt hat. Ohne deutschen Input gäbe es keine amerikanische Atombombe, und selbst in der Unterwelt hinterliessen Deutsche ihre Spuren: John Dillinger war aus dem Saarland.

Hollywood wiederum wäre um einige Stars ärmer: Ben Affleck und Sandra Bullock, Johnny Depp und Leonardo diCaprio, Angelina Jolie (geb. Voight) und Meryl Streep (ursprünglich Streeb), Robin Williams und Bruce Willis – sie alle hatten entweder ein deutsches Eltern-

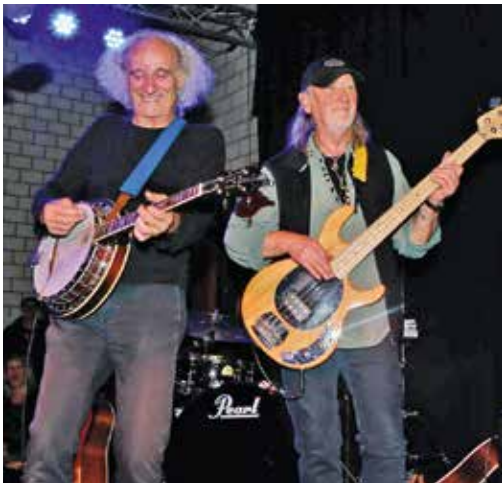
Selbst in der Unterwelt hinterliessen Deutsche ihre Spuren.

teil oder deutsche Vorfahren. Noch nicht mal Hollywood selbst gäbe es ohne deutsches Zutun: Carl Laemmle legte 1912 mit den Universal Studios den Grundstein.

Die öffentliche Zurückhaltung der Deutschamerikaner geht auf die beiden Weltkriege zurück. Im Ersten Weltkrieg gipfelten antideutsche Ressentiments darin, dass Sauerkraut patriotisch in «liberty cabbage» – Freiheitskohl – umbenannt wurde. Im Zweiten Weltkrieg entgingen die Deutschen einer Masseninternierung, wie sie die Japaner im Lande traf. Präsident Franklin D. Roosevelt steuerte deutschfeindlichen Emotionen durch die Ernennung deutschstämmiger Offiziere wie General Eisenhower oder Admiral Chester Nimitz entgegen.

Eines aber haben die Deutschen in den USA nie versucht: Deutsch zur Amtssprache zu machen. Hartnäckige Berichte, laut denen der Kongress wenige Jahre nach der Unabhängigkeit einen entsprechenden Antrag nur knapp abgelehnt hatte, sind eine Legende. Ein paar deutschstämmige Abgeordnete wollten nur einen Gesetzestext übersetzt haben. ○





Star am Wurstand: Roger Glover (r.). Seite 52



Familiäre Nähe: «Koch-Areal». Seite 44



«Ich muss immer Tee trinken, weil mich Kaffee gewalttätig und unangenehm macht.»

Hugh Grant: Seite 56

Titel: US-Wahlen

- 12 Amerika hat gewählt Berichte, Porträts und Hintergründe

Kolumnen

- 11 Editorial
28 Personenkontrolle
Schneider-Ammann, Leuthard, Vincenz, de Weck, Khrapunow, Markwalder, Daccord, Uribe Vélez, Santos, Maurer, Rossier, Knie, Blatter, Fuhrer, Sutter, Pfändler, Steinberger, Will, Illi
29 Nachruf Janet Reno, US-Politikerin
30 Die Deutschen Trauerspiel
30 Wirtschaft Alles Globi
32 Mörgeli Der Volkswille ist «irrelevant»
32 Bodenmann Geldgiggerige Axa hat Angst
33 Medien Viva la famiglia
33 Gesellschaft Kugelsicher
34 Darf man das? / Leserbriefe

Inland

- 37 Bildung Expansion statt Exzellenz an den Zürcher Hochschulen
38 Müllers Bürokratismus
Die FDP als skurrile Spielführerin
38 Rasa-Initiative Ueli Maurer warnte vor dem Entscheid
41 Megafon-Diplomatie Aussenminister Burkhalter gefährdet die Neutralität
42 An-Nur-Moschee International
Das Winterthurer Terror-Netz
43 Bastien Girod Gründe für den geordneten Atomausstieg

- 44 Legal, illegal, Koch-Areal Zürichs Politiker-Nachwuchs
48 Justiz Taugt die verkorkste Vaterbeziehung als Erklärung?

Ausland

- 40 Reinfummeln in Kolumbien
Steuergelder für politische Anliegen
54 Plaudertasche der Republik
Hollandes Harakiri im Elysée
55 Brexit Der britische Volksentscheid für einen EU-Austritt wankt

Wirtschaft & Wissenschaft

- 31 Abstimmungen Die Illusion der reichen Firma
36 Gülle statt Gedenken Roland Kuhn entdeckte das erste wirksame Medikament gegen Depressionen
43 Internet Wie man einen Hype auslöst
47 Banken Hillary Clinton und die Schweizer Finanzindustrie
50 Forschungsförderung Millionen von Franken für nutzlose Projekte
50 «Horizon 2020» Grosser Leerlauf

Literatur-Spezial

- 58 Zwischen Freibeuter und Zombie
Die Polemikerin Camille Paglia
60 Bestseller / Apropos
60 Verschworene Gemeinschaft
«Das Ketzerweib» von Werner Ryser
63 Schweizer Klassiker Frank Wedekinds «Lulu» – Femme fatale
64 Der vergessene Magier
Wolfgang Hildesheimer

- 65 Andreas Thiel: Wann der Pazifist töten muss
66 Bücher Neuerscheinungen der Saison

Kultur & Gesellschaft

- 46 Literaturstreit Jonas Lüscher attackiert Peter Stamm
52 «Who the Frick lives in Frick?»
Deep-Purple-Bassist Roger Glover
56 Im falschen Film Treffen mit Schauspieler Hugh Grant
57 Mode
Abschied vom Décolleté
68 Top 10
68 Kino «Café Society»
69 Jazz Wolfgang Muthspiel
70 Namen Buchpräsentation mit Peter Bühler; Opernhaus Zürich
71 Hochzeit Ann Siritharanakul und Chris Kwon
71 Thiel Beichtstuhl
72 Wein Mauro Ortelli:
I Trii Pin Merlot Ticino DOC 2015
72 Zu Tisch Restaurant «Epicure», Paris
73 Auto
Jaguar F-Type AWD SVR Convertible
74 MvH trifft
Matthew Caws, Musiker

EUROPAS NUMMER 1

Elektrisch. Kraftvoll. Effizient.



**Outlander PHEV 4x4 –
der meistverkaufte Plug-in-Hybrid SUV*
Ab 35'199.-****



Genial bis ins Detail.



* Quelle: Transport&Environment/EEA. **Empfohlener Nettopreis, gültig bis 19.12.2016, inkl. MWST und CHF 800.– Happy Bonus (plus CHF 4'000.– Immatrikulations-Prämie bei den teilnehmenden Händlern) für Outlander PHEV 4x4 Value; Systemleistung: 149 kW (203 PS), Energie-Normverbrauch: 13.4 kWh/100 km (Benzinäquivalent 1.5 l/100 km), Normverbrauch gewichtet: (67% Strom, 33% Benzin) 1.8 l/100 km, 42 g CO₂/km, Hybrid-Normverbrauch (Batterie leer): 5.5 l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie B. Abb.: Outlander PHEV 4x4 Style, CHF 40'199.– inkl. MWST und CHF 2'800.– Happy Bonus (plus CHF 4'000.– Immatrikulations-Prämie bei den teilnehmenden Händlern). CO₂-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 139 g/km.

Personenkontrolle

Schneider-Ammann, Leuthard, Vincenz, de Weck, Khrapunow, Markwalder, Daccord, Uribe Vélez, Santos, Maurer, Rossier, Knie, Blatter, Fuhrer, Sutter, Pfändler, Steinberger, Will, Illi

Im Blätterwald wird munter über Bundesratsrücktritte spekuliert. Hat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) nach seinem Präsidentschaftsjahr genug? Was führt **Doris Leuthard** im Schild? Schwierig genug ist die Suche nach idealtypischen Papabili allein schon deshalb, weil die Ostschweiz stämpfelt, die Zentralschweiz scharrt, die Südschweiz jammert. Doch jetzt macht **Pierin Vincenz** alles noch komplizierter. Der gewesene Raiffeisen-Chef, seines Zeichens Bündner, votiert in seiner *Bilanz*-Kolumne dafür, dass die Ostschweiz zum Handkuss kommen sollte. Noch wichtiger seien aber, telegraphiert Vincenz nach Bern: KMU-Erfahrung, analoge und digitale Skills, privatwirtschaftliches Know-how, inniges Verhältnis zum Arbeitsplatz, Ausländerfahrung, multiple Managementkompetenz (mehrsprachig) und überreiche Lebenserfahrung. Mit Verlaub: Eine eierlegende Wollmilchsau ist im Bundeshaus seit 1848 noch nicht gesichtet worden. (rz)

Wie ein Staatsgeheimnis hat die SRG in den letzten Tagen ihren Generaldirektor **Roger de Weck** abgeschirmt. Direkte Anfragen beantwortet der Geheimniskrämer der Nation gar nicht erst. Die Medienstelle der gebührenfinanzierten Rundfunkanstalt teilte immerhin mit, dass de Weck in nächster Zeit nichts mitzuteilen habe. Perplex ob der in der SRG-Teppichetage gelebten Faktenbaisse und Intransparenz, haben wir uns wieder einmal das SRG-Leitbild angesehen. Dort steht unter dem Stichwort Glaubwürdigkeit: «Wir informieren faktenorientiert und transparent.» Und weiter: «Wir sind offen gegenüber Kritik und stellen uns interner und externer Kontrolle.» Wenn ein gebührenfinanziertes Unternehmen sein eigenes Leitbild verballhornt, denkt man nicht zuallererst an Service public. (rz)

Laut *Sonntagszeitung* hat die Ukraine einen internationalen Haftbefehl gegen den in Genf wohnhaften Kasachen **Viktor Khrapunow** erlassen. Dieser soll Hacker damit beauftragt haben, die Korrespondenz einer kasachischen Bank widerrechtlich zu beschaffen. Mutmasslich stammten aus dieser Quelle auch die Berichte der *Neuen Zürcher Zeitung*, welche Nationalratspräsidentin **Christa Markwalder** (FDP) als Lobbyistin für Kasachstan enttarnten. Vor einem Monat verlangte die Ukraine vom Bundes-



Geheimniskrämer der Nation: Roger de Weck.



Ergiebige Quellen: Christa Markwalder (FDP).

amt für Justiz (BJ) Khrapunows Verhaftung. Doch es geschah – nichts. Was erstaunt: Wie Experten versichern, ist die Schweiz bei Rechtshilfeersuchen von Europaratmitgliedern wie der Ukraine in der Regel überaus freigiebig. Das BJ nimmt zu Einzelfällen keine Stellung. (fsc)

Die Prinzipien des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) sind von bewundernswürdiger Klarheit: Es verpflichtet sich der Neutralität. Insbesondere nehme es «zu keinem Zeitpunkt an Kontroversen politischer, rassenbezogener, religiöser oder ideologischer Art teil». Letzte Woche trieb es nun den Generalsekretär des IKRK, **Yves Daccord**, vor die Kamera der Westschweizer Fernsehens, wo er eine Tirade gegen den kolumbianischen Ex-Präsidenten **Alvaro Uribe Vélez** von sich gab. Dieser habe die Friedensbemühungen von Präsident «Sánchez» (richtig: **Juan Manuel Santos**) sabotiert. Uribe sei ein Mann, der gegen den Frieden sei. Die politische Eruption seines obersten Angestellten wollte IKRK-Präsident **Peter Maurer** auf Anfrage nicht kommentieren. (fsc)

Yves Rossier, Noch-Staatssekretär des EDA und bald neuer Schweizer Botschafter in Russland, steckt im Zügelstress, wie er gegenüber der *Weltwoche* durchblicken liess. Vor dem Transfer nach Moskau gebe es noch viele Formulare auszufüllen, er müsse sich um einen Dienstwagen kümmern, den Umzug organisieren, die Krankenkasse wechseln. Am 1. Februar 2017 wird der in Bern wegen seiner undiplomatischen direkten Sprache gleichermassen geschätzte wie gefürchtete Freiburger mit jurassischen Wurzeln offiziell seinen neuen Job als Botschafter in Moskau antreten. Seine fünf erwachsenen Kinder blei-



Emil hinter dem Vorhang: Nora Illi.



Vom Wahlkampf inspiriert: Künstler Knie.

ben in der Schweiz, seine Frau dagegen werde ihm dann aber zusammen mit seinem Berner Sennenhund im Sommer 2017 folgen. «Nie ohne meinen Hund», sagt Rossier mit einem Augenzwinkern. Was beweist, dass die Schweizer Diplomatie auf den Hund gekommen ist. (hmo)

Kunstmaler **Rolf Knie** präsentiert seine Werke in der neuen Galerie in Rapperswil. «Rolf ist ein Universalgenie, im Fussball würde er die Nummer zehn tragen», sagt der frühere Fifa-Präsident **Sepp Blatter**. Alt Regierungsrätin **Rita Fuhrer** schätzt die Farbvielfalt: «Die Bilder sind ausdrucksstark und voller positiver Emotionen.» Komiker **Cony Sutter** besichtigt die Werke mit der Preisliste in der Hand, lässt sich bei der fachlichen Einschätzung aber von Bühnenpartner **Peter Pfändler** beraten. Dieser glaubt, einen Hauch von Picasso in den Ausstellungsräumen zu spüren. Weniger romantisch sieht es Rolf Knie selbst. Weshalb in seinen neuen Bildern auffällig viele Affen zu sehen sind, begründet er nüchtern: «Ich liess mich vom amerikanischen Wahlkampf inspirieren.» (tre)

Das Schweizer-Bild des Durchschnittsdeutschen ist immer noch von **Emil Steinberger** geprägt: putzig, aber leicht beschränkt. Und welches Bild hat er von der Schweizerin? Zum Glück hat die Talkshow-Moderatorin **Anne Will** die Lücke gestopft: Als weiblichen Gast aus Helvetien lud sie **Nora Illi** ein, die vollverschleierte «Frauenbeauftragte» des Islamischen Zentralrates der Schweiz (IZRS). Die Zuschauer wurden Zeugen eines bemerkenswerten Spektakels: Emil-Deutsch, das hinter einem schwarzen Vorhang hervordrang. Ein neues Schweizer-Bild: wenigstens nicht mehr putzig. (ky)

Nachruf



Unbestechlich: Demokratin Janet Reno.

Janet Reno (1938–2016) — Man weiss nicht, ob sie ihrem früheren Chef und vor allen dessen Frau einen Gefallen getan hat, denn schliesslich hat ihr Tod an all die

Skandale erinnert, die mit den beiden Amtszeiten von Bill Clinton verbunden werden: die fragwürdigen Whitewater-Immobilien-Geschäfte des ehemaligen Gouverneurs von Arkansas und seiner First Lady sowie die Affäre des Präsidenten mit seiner Praktikantin Monica Lewinsky.

Dass Reno als Justizministerin Clintons die entsprechenden Untersuchungen gegen ihren Chef einleitete, die schliesslich sogar zu einem Amtsenthebungsverfahren führten, bewies ihre Unbestechlichkeit. Sie war die erste Frau in diesem Amt, sie übte es acht Jahre lang aus, und sie stellte stets Recht und Gesetz über alles – auch wenn ihr das politische Prügel von allen Seiten eintrug. Aber wer von Linken wie von Rechten gleichermassen kritisiert wird, muss einiges richtig machen.

Mit dieser Geradlinigkeit verkörperte sie vermutlich ebenso ihr skandinavisches Erbeil wie mit ihrer Körpergrösse von knapp einem Meter neunzig. Ihr Vater war aus Dänemark zugewandert und hatte nach einem Blick auf die Landkarte von Nevada seinen Namen von Rasmussen in Reno geändert. Einen Aufschrei konservativer Republikaner löste Janet Reno aus, als sie kurz nach ihrer Amtsübernahme

die Ranch der «Branch Davidians»-Sekte im texanischen Waco mit einem Grossaufgebot an Bewaffneten stürmen liess. Der Einsatz kostete achtzig Menschen das Leben, darunter auch vielen Kindern. Ein anderer Justizminister wäre über den Vorfall zu Fall gekommen. Doch die Öffentlichkeit rechnete es ihr hoch an, dass sie sich nicht herausredete sondern dafür voll und ganz die Verantwortung übernahm.

Nicht weniger umstritten war eine ihrer letzten Massnahmen im Amt, die gewaltsame Rückführung des sechsjährigen kubanischen Jungen Elián González zu seinem Vater in Havana. Seine Mutter war bei der Flucht mit ihm nach Florida ertrunken, und obwohl Eliáns Grosseltern in Miami ihn grossziehen wollten, entschied Reno zugunsten des leiblichen Vaters – auch wenn der im kommunistischen Kuba lebte.

Wie sich die Zeiten ändern, lässt sich wohl am besten daran ermessen: Damals entrüsteten sich die Republikaner über den «Kniefall» vor Fidel Castro. Heute würden sich wohl demokratische Gutmenschen über die «unmenschliche» Ausschaffung eines Minderjährigen erregen. *Wolfgang Koydl*

Weniger Kosten = Geld zurück



Jetzt
informieren:
[www.sympany.ch/
geldzurueck](http://www.sympany.ch/geldzurueck)

65% unserer Krankenversicherten profitieren.

Als erste Krankenversicherung zahlt Sympany sowohl in der Zusatz- als auch in der Grundversicherung Überschüsse zurück, wenn die medizinischen Kosten tiefer ausfallen als bei der Prämienfestsetzung erwartet. www.sympany.ch

sympany
versicherungen

Trauerspiel

Von Henryk M. Broder — Nach der Wahl in Amerika ist vor der Wahl in Berlin.



Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden die Wahlen in den USA entschieden sein. «Der schmutzigste Wahlkampf aller Zeiten» wird «ein tief gespaltenes Land» hinterlassen, und «es wird lange dauern, bis die Wunden geheilt sein werden». Das ist die Ansicht aller deutschen Berichtersteller, die das Geschehen entweder vor Ort verfolgen oder aus den Redaktionsstuben in Hamburg, Berlin und München kommentieren. Prototypisch sind die Sätze, mit denen Marietta Slomka einen Bericht im «Heute-Journal» des ZDF anmoderierte: «Noch eine Woche. Eine Woche, und dann ist das Rennen gelaufen, und dieses unwürdige Spektakel hat ein Ende. Endlich, möchte man sagen, denn es ist schon freudlos, einer grossen Nation mit stolzer demokratischer Tradition dabei zuzusehen, wie sie in Schmutz und Hass versinkt. Und wenn einer der beiden Kandidaten gar andeutet, eine Niederlage nicht akzeptieren zu wollen, und damit das Grundvertrauen in die Spielregeln des politischen Wettbewerbs erschüttert, dann fragt man sich, was aus Amerika geworden ist. Auf der anderen Seite eine Kandidatin, deren Amtsführung selbst von grossen Teilen ihrer eigenen Wählerschaft mit Misstrauen beobachtet werden wird. Eine ungeliebte Präsidentin unter Vorbehalt oder ein unberechenbarer Narzisst, der sich im Weissen Haus austobt. Ulf Röllner über den Countdown dieses Trauerspiels.» Eigentlich hätte der Washington-Korrespondent nichts mehr sagen müssen, denn Marietta Slomka hatte bereits alles Nötige über das «Trauerspiel» gesagt. Auch in Deutschland wird ein neuer Präsident gesucht. Weniger als hundert Tage vor der Wahl wird die Liste der möglichen Gauck-Nachfolger immer länger. Die Theologin Margot Kässmann erklärte, sie stehe nicht zur Verfügung. Das Gleiche taten der amtierende Präsident des Bundestages und der Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Weiter im Rennen bleiben Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, der grüne Innenminister von Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, der Ministerpräsident von Hessen, Volker Bouffier, die CSU-Politikerin Gerda Hasselfeldt, die Ministerpräsidentin des Saarlandes, Annegret Kramp-Karrenbauer, und der Kölner Schriftsteller Navid Kermani. Weitere Bewerbungen nimmt das Bundeskanzleramt entgegen.

Alles Globi

Von Silvio Borner — Wortreich behaupten linke und grüne Weltverbesserer, etwas Gutes für die zukünftigen Generationen zu tun. Richtig ist das Gegenteil: Sie richten Schaden an.

Kürzlich bin ich gleich mehrmals mit der wissenschaftlichen Verantwortung für unsere Nachkommen konfrontiert worden. In einer Podiumsdiskussion brachte Anton Gunzinger, Professor für Elektrotechnologie, seine Enkel ins Spiel. Er rühmte sich, dafür zu sorgen, dass diese einst auch noch so gut leben könnten wie er heute. Aber dafür brauche es eben Verzichte bei der Energie (Stichwort Fussabdruck), Förderung von ressourcen- und klimaschonenden Technologien (Wind- und Solarstrom) und halt auch Denk- und Technologieverbote für Nuklearreaktoren.

Ich erwiderte ihm, dass seine oder meine gutausgebildeten Enkel dereinst sein Buch «Kraftwerk Schweiz» als ein Paradebeispiel für modernen Aberglauben verurteilen würden. Und zwar geboren aus einem Zeitgeist, der mit wissenschaftlicher Verbrämung von Ideologien und Sonderinteressen einen Mix aus Wissensanmassung und Chancenvernichtung hervorgebracht hat.

Technologische Revolutionen lassen sich extrem schwer voraussehen, zeitlich abschätzen und schon gar nicht planen. Sicher ist nur, dass der wissenschaftlich-technische Fortschritt weiter voranschreiten wird – wenn hierzulande Denkverbote etabliert werden, dann findet er halt anderswo statt. Es ist deshalb viel verantwortungsvoller, Entscheide über ganz neue Technologien den Enkeln zu überlassen, die dannzumal über viel besseres Wissen und Können verfügen werden als wir heute. Was wäre geschehen, wenn unsere Grossväter den Mobilfunk aus Angst vor Strahlen verboten hätten? Sich heute Wissen über die Zukunft anzumassen und Optionen dafür zu vernichten, ist deshalb den Enkeln gegenüber verantwortungslos. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie wir uns in den frühen sechziger Jahren das Jahr 2000 aufgrund der damals besten Prognosen vorgestellt haben. Aus heutiger Sicht eine Lachnummer!

Ein paar Tage später traf ich auf dem Weg zur Arbeit eine Gruppe, die im Park von Hand welke und abgefallene Blätter zusammenkratzte. Bei näherem Hinschauen konnte ich etwa ein Dutzend Kinder erkennen. Spontan ging ich auf sie zu und fragte die «mitblätternde» Lehrerin, warum sie hier im Park Blätter anhäufte statt auf der Schulbank Wissen. Es sei eine von oben befohlene «Erziehung zur

Gemeinschaftsarbeit» war die (echt) weinerliche Antwort, zur Unterstützung der Stadtgärtnerei. Anschliessend stiess ich auf eine Gruppe junger Eritreer, die rauchend an ihren Handys hingen. Unsere Enkel werden offenkundig nicht nur «genderbezogen» umerzogen, sondern im sozialen Basel auch für Gemeinschaftsarbeit trainiert. Und dies, obwohl wir Steuerzahler eine luxuriöse Staatsgärtnerei finanzieren und die jungen Afrikaner mit Sozialhilfe von jeglicher Arbeit fernhalten.

Und ist Kinderarbeit nicht an sich ein kapitalistisches Übel von vorgestern? Als unsere Generation nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Land alltäglich hart arbeiten musste, war das auch «Gemeinschaftsarbeit», aber es war zumindest für die Familie oder meinetwegen das arme Dorf. Die Herbstferien dauerten sechs Wochen, weil die Kartoffel- und die Rübenernte eben mehr Zeit brauchten als das

Heuen, für das es (flexibel ange-setzte) 14-tägige Heuferien gab.

Am selben Tag stolperte ich über das neue Globi-Buch für die Indoktrination der Kinder zur Energiewende. «Energie Schweiz» mit einem Budget von jährlich 55 Millionen Franken hatte hierfür 145 000 Franken beigesteuert. Es werden Bilder von Kernkraftunfällen gezeigt, die bei Kindern

traumatische Ängste erzeugen müssen. Aber wenn wir schon bei Kindern sind: In den ärmsten Teilen der Welt gibt es Millionen von Kindern, die nur deshalb schwer erkranken und früh sterben, weil es keine Stromversorgung gibt und die Eltern gezwungen sind, auf offenem Feuer zu kochen.

Politische Verführer

Diese Luftverschmutzung – reine Biomasse übrigens – ist für Kinder millionenfach gefährlicher als die radioaktive Strahlung. Selbst rund um Fukushima ist diese etwa gleich tief wie seit Jahrhunderten in unseren Alpen. Umgehauen hat mich jedoch der eine Satz: «Mit radioaktiver Strahlung lässt sich in einem Kernkraftwerk Strom erzeugen.» Kurz vor der Ankunft im Büro fiel mein Blick auch noch auf ein Abstimmungsplakat, das nicht den Globi, sondern einen «Schnügli» namens Amelie zeigte. Darunter stand: «Amelie braucht keinen Atomstrom.» Globi und Amelie sind missbrauchte Kinder – nicht von Pädophilen, sondern von politischen Verführern.



Die Illusion der reichen Firma

Von Beat Gygi — Unternehmenssteuern sind das Resultat einer Politik, die das Wesen von Firmen nicht versteht. Das Referendum der Linken gegen die Unternehmenssteuerreform III vernichtet Werte.

Der Kampf um die Unternehmenssteuerreform III (USR III) wird bereits intensiv geführt, obwohl es bis zur Volksabstimmung am 2. Februar 2017 noch eine ganze Weile dauert. Die Abstimmung wird notwendig, weil die Sozialdemokraten das Referendum gegen die vom Parlament verabschiedete Lösung ergriffen haben. Die Unternehmenssteuerreform erfolgte unter Zwang von aussen, unter dem Druck der in der OECD organisierten Koalition der Hochsteuerländer, denen die niedrigen Steuern für ausländische Firmen in der Schweiz ein Dorn im Auge sind. Die Vorlage des Parlaments zielt darauf ab, die Schweiz aus der Schusslinie zu nehmen, indem diese Speziallösungen für ausländische Holdinggesellschaften abgeschafft werden. Um der dadurch drohenden Abwanderung von Firmen entgegenzuwirken und den Standort Schweiz attraktiv zu erhalten, wurde zugleich die Steuerbelastung für die Gesamtheit der Unternehmen verringert, was die Steuereinnahmen des Staates, je nach Zu- und Abwanderung, reduzieren kann.

Abwegiges Bild von Unternehmen

Die Linke stilisiert diese Steuerreform nun zum Kampf zwischen Unternehmen und übriger Gesellschaft hoch und kritisiert, dass die Unternehmen mit den neuen Regeln steuerlich zu gut gestellt würden, private Personen und Haushalte dagegen zu schlecht wegkämen und dass der Staat künftig zu wenig Geld erhalte. Die linke Referendumskoalition aus SP, Gewerkschaften und Nichtregierungsorganisationen sagt es so: «Die Kosten der USR III sind komplett unberechenbar. 2,7 Milliarden sind es ganz sicher – 1,3 Milliarden beim Bund und mindestens ebenso viel bei Kantonen und Gemeinden. Es kann aber auch ein Mehrfaches sein.» Gemeinden und Städte des Kantons Bern hatten sich in der Vernehmlassung in ähnlichem Geist gegen die Vorlage gewandt: Es gehe nicht an, dass die Reform eine Verschiebung der Steuerlast von den juristischen Personen, also Firmen, hin zu den natürlichen Personen fördere. Kantonale Gewinnsteuersenkungen für Unternehmen stünden im Widerspruch zu den von den Unternehmen in Anspruch genommenen öffentlichen Dienstleistungen und der Infrastruktur.

Hinter diesen Argumenten steckt folgende Auffassung: Unternehmen und Gesellschaft sind Gegner, und Steuersenkungen für Firmen sind gesellschaftliche Kosten; wenn man hingegen die Firmen stärker belastet, entlastet



Erfolgreiches Arbeiten wird bestraft.

dies private Haushalte, Arbeitnehmer und Bürger. Dieser Umverteilungskampf beruht jedoch auf einem völlig abwegigen Bild vom Unternehmen. Gewerkschaftsfunktionäre und Sozialbuchhalter sprechen von Unternehmen, als seien diese eigenständige Wesen mit eigener Befindlichkeit, Genussfähigkeit und Kasse. Dabei ist die Besteuerung von Unternehmen schwierig begründbar, ja im Grunde absurd.

Unter dem Titel «Die Illusion der Unternehmensbesteuerung» hat Pierre Bessard, Direktor des Liberalen Instituts, bereits 2008 dargelegt, wie schwach die Grundlage für die

Verträge können sich nicht freuen, können kein Essen geniessen, keine Reisen machen.

Unternehmensbesteuerung ist. Den Ausgangspunkt der steuerlichen Umarmung von Firmen sieht er so: «Unternehmen werden von den meisten Gesetzgebungen nicht nur deshalb als Steuersubjekte betrachtet, weil sie juristisch unabhängig sind, sondern auch, weil sie angeblich über eine <eigene finanzielle Leistungsfähigkeit> verfügen.» Resultate in der Schweiz sind die Gewinnbesteuerung durch Bund, Kantone und Gemeinden, Kapi-

talsteuern, das Abführen von Mehrwertsteuern und Sozialabzügen der Mitarbeiter, die Schwerverkehrsabgabe und schliesslich vielerorts die Regelung, dass Firmen Kirchensteuern bezahlen. Bessard findet es schwierig, sich vorzustellen, wie Firmen, die aus einem Netz von Verträgen bestünden, kirchliche Leistungen in Anspruch nehmen können. Für ihn zeigt sich da der grundsätzliche logische Irrtum in der Unternehmensbesteuerung: Jeder vom Staat erhobene Beitrag müsse nämlich zwingend von menschlichen Wesen stammen. Ein Unternehmen als abstrakte Rechtsform könne keine Steuern zahlen.

Geflecht von Absprachen

Tatsächlich ist der Kontrast grell: In der Politik hat man sich darauf verständigt, Firmen zu besteuern und so zu tun, als seien diese eigenständige Quellen für Staatseinnahmen; die Ökonomie zeigt aber, dass dies eine Illusion ist. Unternehmen sehen nämlich nur bei oberflächlichem Hinsehen aus wie eine Einheit, die sich etwas überlegt, Fabriken baut, Stahl einkauft, Leute anstellt, Turbinen baut und verkauft und bei Erfolg das Einkommen oder den Gewinn geniessen. Nein, nüchtern betrachtet ist ein Unternehmen nichts anderes als ein Bündel von Dutzenden oder Hunderten von Verträgen zwischen Menschen, die sich zusammentun, um gemeinsam etwas zu erreichen, beispielsweise Turbinen zu produzieren. Aus ökonomischer Sicht ist ein Unternehmen ein Geflecht von Absprachen zwischen all den Leuten, die in dieser Kooperation engagiert sind. Wer freut sich darüber, wenn die Firma Gewinn macht? All die Leute, die in der Kooperation engagiert sind und mehr Lohn oder Dividenden erhalten – nicht «die Firma». Verträge können sich nicht freuen, können kein Essen geniessen, keine Reisen machen.

Aber sie müssen Steuern bezahlen. Bessard beschreibt es so: «Damit verkehrt der Staat das Unternehmen missbräuchlich in einen Steuer-einnehmer, dessen Gelder eigentlich Personen zustünden, die durch vielfältige gemeinsame Verträge verbunden sind, diesen frei zugestimmt haben und die sie jederzeit widerrufen können.» Zahlreiche Ökonomen sind denn auch der Ansicht, dass es am klarsten und effizientesten wäre, die Unternehmenssteuern abzuschaffen und stattdessen all das zu besteuern, was an Nutzen aus der Firma an die Beteiligten fliesst, also Löhne, Dividenden, Rückzahlungen, auch Naturalleistungen wie Autos, Wohnungen oder Beratungen. Bleibt man hingegen bei der Besteuerung von Firmen oder verschärft sie gar, werden die Produkte entsprechend teurer verkauft, die Löhne und Renten fallen geringer aus, und erfolgreiches Arbeiten wird bestraft. Das ist offenbar das, was der Linken mit ihrem Referendum gegen die Unternehmenssteuerreform vorschwebt.

Mörgeli

Der Volkswille ist «irrelevant»

Von Christoph Mörgeli

Im St. Galler Tagblatt spricht die Europa-Rechtlerin Astrid Epiney den Satz: «Der «Volkswille» ist als solcher bei der Interpretation einer Verfassungsbestimmung irrelevant.» Überhaupt verteidigt diese Professorin die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative auf allen Kanälen. Auch die Mutterschaftsversicherung sei fünfzig Jahre nicht realisiert worden, lamentiert die Mutter zweier Kinder. Und verschweigt, dass das Schweizer Volk die Umsetzung mittels Referenden verweigerte. Denn für sie ist der «Volkswille» ziemlich «irrelevant».

Der Bundesrat habe «redlich versucht», das Freizügigkeitsabkommen mit der EU zu verhandeln. Aber die EU «wollte eben nicht». Die Schweizer Unterhändler seien schlicht gescheitert. Nächste Woche verleiht Rektorin Astrid Epiney namens der Universität Freiburg die Ehrendoktorwürde an EU-Chefunterhändler Jacques de Watteville. Der Gescheiterte wird geehrt für die «Verbesserung der Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU». Tatsächlich hat de Watteville diese Beziehungen verbessert. Indem die Schweiz nichts und die EU alles erreicht hat.

Frau Rektorin Astrid Epiney ist emsige Nutzerin vieler Steuergelder des Schweizerischen Nationalfonds. Und Ritter der Ehrenlegion, nach seinem Staatsstreich gestiftet vom diktatorischen Konsul Napoleon. Womit bis heute ein Ehrensold verbunden ist. Als Legionärin steht Madame Epiney also im Solde des EU-Staates Frankreich. Und die gebürtige Mainzerin ist auch Bürgerin des EU-Staates Deutschland. Und hierzulande also Volksbelehrerin in Sachen Irrelevanz des Volkswillens.

Die Freiburger sind sympathische Menschen. Aber ihre Eliten hatten und haben ein Demokratieproblem. Gonzague de Reynold lehnte die Volksherrschaft ab und träumte von einem autoritär-totalitären Regime. Ex-Bundesrat Jean-Marie Musy war erklärter Anhänger der Achsenmächte und des «neuen Europa». Und Christian Levrat, Alain Berset und Anton Schwaller hintertrieben den Volkswillen, indem sie 2007 die an der Urne demokratisch als Siegerin hervorgegangene SVP mittels Komplott um ihren Bundesrat brachten. Jetzt ortet Professorin Epiney beim Volk eine «Verlotterung der Sitten beim Gebrauch des Initiativrechts». Besagte Sittenrichterin wäre gut beraten, wenn sie bei ihrer Verlotterungsdiagnose die eigene Person nicht ganz vergessen würde.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Geldgiggerige Axa hat Angst

Von Peter Bodenmann — Atomenergie: Niemand will die ältesten Rostlauben der Welt versichern.



Versteht Doris Leuthard mehr von atomarer Sicherheit als die Physikerin Angela Merkel? AKW Beznau.

Die Schweiz hat den ältesten Atomkraftwerk-Park der Welt. Die Axpo wehrt sich selbst gegen die Auflagen der zu atomfreundlichen Aufsichtsbehörde Ensi. Sind deshalb Schweizer Atomkraftwerke besonders sicher?

Natürlich nicht. Sonst würden «geldgiggerige» Konzerne wie die Axa die Risiken unserer Rostlauben versichern. Machen sie aber nicht. Weil die Risiken zu hoch sind. Das finanzielle Risiko eines GAUs tragen die Haushalte und Unternehmen der Schweiz. Die gesundheitlichen Risiken die Menschen im Mittelland.

Wie kommt Doris Leuthard trotzdem auf die Idee, zu behaupten, die nicht versicherbaren Atomkraftwerke würden nur so lange betrieben werden, wie sie sicher sind? Im Gegensatz zur Parteifreundin und Physikerin Angela Merkel hat sie das Problem nicht begriffen. Im Gegensatz zu Merkel wollen die braven Schweizer Grünen nicht bereits 2022, sondern erst 2029 aus der Atomenergie aussteigen.

Jedes Jahr fahren die Schweizer Atomkraftwerke einen Verlust von 500 bis 600 Millionen Franken ein. Man hätte sie längst abstellen müssen, weil es günstiger ist, den Strom auf dem europäischen Markt zu kaufen, statt ihn weiterhin selber zu produzieren. Neue Windkraftwerke produzieren die Kilowattstunde bereits zu tieferen Kosten als alte Atomkraftwerke. Deshalb investiert die BKW in Fosen Vind. Ingeheim hoffen die intelligenteren Vertreter von Alpiq

und Axpo, dass die mehr als massvolle Initiative der Grünen angenommen wird. Deshalb meldet sich Jens Alder, der Verwaltungsratspräsident der Alpiq, nicht zu Wort. Deshalb ist die Kampagne der Gegner der Initiative sackschwach.

Der Bund muss und wird die den Kantonen und Gemeinden gehörenden Stromkonzerne nach einer Annahme der Initiative entschädigen. Niemand wird für die katastrophalen Managementfehler der Vergangenheit verantwortlich gemacht. Genau gleich wie damals beim nie realisierten AKW Kaiseraugst.

Die ungeschriebene und trotzdem wahre Geschichte: Nach Tschernobyl war für die Freisinnigen klar, dass Kaiseraugst nicht mehr gebaut werden kann. Und damit die unfähigen Bauherren die Pille schluckten, musste man sie mit 350 Millionen Franken entschädigen. Die Ängstlichen überliessen es dem politischen Jungspund Christoph Blocher, im letzten Akt den mutigen Totengräber von Kaiseraugst zu spielen.

Wer wird nach einer Annahme der Ausstiegsinitiative Axpo und Alpiq mittels Steuergeldern sanieren? Mein Tipp: Es wird Albert Rösti sein. Er ist Präsident des Wasserwirtschaftsverbandes. Viele in der Branche sind mit seinem Einsatz für die Atomenergie und gegen die Energiewende unzufrieden. Rösti darf nicht noch mehr anbrennen lassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Viva la famiglia

Von Kurt W. Zimmermann — Im garstigen Wind der Medien sind die Familienunternehmen bemerkenswert wetterfest.

Es war ein sehr ungewöhnliches Zeitungsinterview. Anna, die Schwester, interviewte ihre zwei Brüder, Michael und Florian.

Noch ungewöhnlicher war, dass das Interview in jener Zeitung erschien, die dem Vater von Anna, Michael und Florian gehört. Er heisst Peter.

Die publizistische Familienparty stieg letzte Woche in der *Aargauer Zeitung* des Verlegers Peter Wanner. Tochter Anna ist die Bundeshauschefin der Zeitung. Die Söhne Michael und Florian sind die Geschäftsführer des Online-Portals Watson und von Radio 24. Die drei Zöglinge, so jubelte das Blatt, «wollen im Familienunternehmen die Tradition weiterführen».

Die Botschaft ist gültig über den Aargau hinaus. Es ist tatsächlich erstaunlich, wie gut sich die Familienfirmen in der Medienbranche schlagen.

Harte Zeiten mit wankenden Geschäftsmodellen sind ansonsten nicht die besten Phasen für Familienunternehmen. Für wüste Verdrängungsmärkte sind sie nur bedingt gerüstet. Auch in den Medien galten sie darum lange als Auslaufmodelle.

Noch im Jahr 2002 etwa schien der Verkauf von Ringier an den deutschen Springer-Konzern beschlossene Sache. Auch der Tamedia-Familienclan spielte damals mit dem Gedanken, mittelfristig die Mehrheit seiner Firma an die Börse zu bringen.

Davon ist keine Rede mehr. Man denkt wieder dynastisch. Bei Ringier sitzt nun Robin Lingg in der Geschäftsleitung. Er ist der Sohn von Michael Ringiers Schwester Evelyn und wird irgendwann übernehmen. Bei Tamedia hat es hinter dem jungen Präsidenten Pietro Supino auch schon zwei noch jüngere Familienvertreter im Verwaltungsrat.

Strikt auf Familienkurs ist auch der fünfgrösste Verlag des Landes. Bei *Südosstschweiz*-Besitzer Hanspeter Lebrument aus Chur ist der gesamte Nachwuchs in der Firma tätig. Sohn Silvio leitet die Zeitungen und elektronischen Medien, Tochter Susanne verantwortet das Marketing, Sohn Pesche ist Programmleiter des TV-Kanals.

Es sind sogar neue patronale Unternehmen entstanden. Bei *Weltwoche*-Besitzer Roger Köppl arbeitet, wie es sich für einen Familienbetrieb gehört, inzwischen auch Ehegattin Tien als Verlagsmanagerin mit. Auch langfristig ist die Firma abgesichert. Die beiden haben drei Kinder.

Die nächste Familienfirma, die entstehen



Dynastisch: Florian, Anna und Michael Wanner.

wird, heisst Somm. Die beiden Mitaktionäre bei der *Basler Zeitung*, Christoph Blocher und Rolf Bollmann, sind 76 und 68 Jahre alt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Chefredaktor Markus Somm die Aktienmehrheit übernimmt. Auch hier sind die dynastischen Perspektiven gut. Ehefrau Anita Richner ist SRF-Radiojournalistin, das Paar hat fünf Kinder.

Im Familienreigen tanzt nur die NZZ-Gruppe aus der Reihe. Die NZZ gehört keiner Familie, sie ist eine Ersatzfamilie.

Dass Familienfirmen so stabil sind, hat mit der Volatilität der Medienbranche zu tun. Auf glänzende Jahre folgen oft schreckliche Jahre. Börsenkotierte Unternehmen zerbrechen unter solchen *ups and downs*, weil ihre Aktionäre konstante Kapitalrenditen einfordern. So bleibt nur der Verkauf oder die Fusion.

Bei Familienunternehmen kann man das flexibler angehen. Die *Aargauer AZ* Medien stecken derzeit zwar in finanziellen Schwierigkeiten, aber die Wanner-Familie kann auch Verluste wegdrücken, um die Substanz zu bewahren. Auch Ringier hält die Gewinne tief, weil man kräftig in neue Geschäftsfelder expandiert. Selbst bei der Profitmaschine Tamedia bleibt die Dividende für die Familie bemerkenswert bescheiden, um investitionsfähig zu bleiben.

In harten Zeiten, so lernen wir, bewährt sich die christliche Familientradition.

Kugelsicher

Von Beatrice Schlag — Smarter schlucken.

Sie müssen Kalorien bunkern», sagte der Arzt in Los Angeles nach zahlreichen Bluttests, die nichts Auffälliges ergeben hatten. Wie bunkert man Kalorien, wenn der Magen nach zwei Löffeln Haferschleim ein Übersättigungsgefühl wie nach einer deftigen Schlachtplatte meldet? ««Bulletproof-Kaffee», sagte er, «mit einem Löffel Kokosnussöl und einem Löffel geklärt Butter.» Kugelsicherer Kaffee mit Öl und Butter drin zum Frühstück? Im Ernst? Der Arzt sagte etwas von mittelkettigen Triglyzeriden, die leicht verdaulich, aber kalorienreich seien. Und, mit ermutigendem Lächeln, es schmecke fast wie ein Latte, wenn man es im Mixer verquirle. Das Fettbad schmeckte nicht wie ein Latte, aber weniger ungeniessbar als befürchtet. Und der Magen blieb friedlich. Nur die kleinen Fettaggen an der Kaffeeoberfläche waren gewöhnungsbedürftig. Und der Name.



Kalorienbombe am Morgen

Freunde, denen ich von dem komischen kugelsicheren Kaffee erzählte, sagten: «Bulletproof kennst du nicht? Ganz Silicon Valley trinkt Bulletproof. Kalorienbombe am Morgen, macht hellwach, und man muss danach ein paar Stunden lang keine Zeit mehr mit Essen verschwenden.» An der Main Street in Santa Monica, nur ein paar Gehminuten vom riesigen Google-Gebäude in Venice entfernt, gibt es bereits ein Bulletproof-Café. David Asprey, Gründer der Marke, war IT-Millionär, bevor er zum Ernährungsguru und damit vermutlich noch reicher wurde. Denn IT-Menschen sind, zumindest in Kalifornien, völlig ernährungsbesessen. Das wäre an sich erfreulich, wenn die Besessenheit nicht mit der Hoffnung einherginge, Nahrung so zu optimieren, dass deren Aufnahme mit einem möglichst geringen Verlust von Arbeitszeit verbunden ist. Also zur Kalorienaufnahme lieber im Becher als auf dem Teller, zur Schärfung der Konzentration lieber in Pillenform als durch Meditation. Smart Pills oder nootropische Medikamente zur Verstärkung der Effizienz sind inzwischen in den USA in Hochleistungsbranchen wie Banken, Börsen und IT-Betrieben offenbar alltäglich. Skeptische Mediziner sagen, es sei eine Frage der Zeit, bis Chefs bei ihren Angestellten die Einnahme von Smart Pills voraussetzten.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit Süssmost anstossen?
Ernst Bossert, Lindau

Die erst kürzlich verstorbene Margrit Mondavi hatte mir einmal erklärt, warum wir eigentlich anstossen: «Weingenuss hat mit allen Sinnen zu tun. Sie schauen die Flasche und den Wein mit Ihren Auge an, riechen an ihm und fühlen im Gaumen seinen Geschmack und seine Struktur. Das Anstossen ist dazu da, dass auch die Ohren etwas von dieser kulturellen Sinneszeremonie haben.» Natürlich ging sie davon aus, dass sich im Glas Wein befand. Schon vor mehr als 2000 Jahren prosteten wir uns beim Anstossen ein herzliches «Gesundheit!» oder «Zum Wohl!» zu. Damals war klar, dass Wein nicht nur besser war als Wasser, sondern auch gegen allerlei Gebrechen half und fraglos zur Hausapotheke gehörte. Süssmost ist sicher auch gesund, aber mit ihm anstossen würde ich nur, wenn er im Weissweinglas serviert wird – oder wenn Kinder ihn trinken.

Chandra Kurt, Weinpublizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Früher waren die einen vom Weltuntergang erotisiert und die anderen von der Technikgläubigkeit besoffen.» *Laurenz Hüsler*

Risiken der Stilllegung

Nr. 44 – «Kopfüber ins Milliardenloch»;
Alex Baur über Atomenergie

Danke für den Artikel zu den Kosten des Ausstiegs; die Zahlenangaben haben meine «Daumenpeilung» bestätigt und gar übertroffen. Im Übrigen: Es ist erstaunlich, dass die gleichen Leute, die den Weltuntergang durch Atomkraft herbeireden, auf der anderen Seite eine unbändige Technikgläubigkeit an den Tag legen, wenn es um Alternativenergie geht. Als Ingenieur kann ich beides nicht nachvollziehen. Atomkraft ist sicher und wird absehbar eigensicher, aber über die nötigen Erfindungen für die Energiewende wissen wir noch gar nichts, und wenn sie denn kommen, geht es lange, bis sie funktionieren und zahlbar sind. Aber immerhin dürfte diese Verbindung bei den Atomgegnern neuartig sein. Früher waren die einen vom Weltuntergang erotisiert und die anderen von der Technikgläubigkeit besoffen.

Laurenz Hüsler, Egg bei Zürich

Atomkraftwerke abzuschalten, ist ökonomischer Selbstmord. Die vom Bundesrat erträumte Energiewende hat aber noch einen weiteren Mangel: Sie ist nicht nachhaltig! Die Energieausbeute der «neuen Erneuerbaren» ist sogar unter unrealistisch optimalen Bedingungen und mit spartanischem Sparen und Recyceln noch zu mickrig, um sich selbst und gleichzeitig unsere Hightech-Zivilisation am Laufen zu halten. Dafür braucht man ergiebigere Energiequellen wie Kohle, Gas und Öl, deren natürliche Reserven jedoch nicht unerschöpflich sind. Darum bleibt am Ende nur die Kernenergie übrig. Dies soll nicht bedeuten, dass es keinen Sinn macht, die «neuen Erneuerbaren» weiter aufzubauen, ohne Atomstrom geht es aber nicht. Die Frage lautet demnach, ob wir den Atomstrom selbst produzieren oder mit erheblichen ökonomischen und ökologischen Nachteilen aus Frankreich, Russland und China importieren wollen.

Anselmo Pedroni, Dübendorf

Mit seinen beiden Artikeln im Zusammenhang mit der Abstimmung über den schweizerischen Atomausstieg hat der Autor die Situation umfassend und vor allem auch allgemeinverständlich dargestellt. Der Leserschaft werden die Risiken der vorzeitigen Stilllegung unserer sicheren Kernkraftwerke drastisch vor Augen geführt. Für jene, die sich gegen die Ausstiegsinitiative engagieren, sind die Artikel eine wahre Fundgrube und können als Argumentarium wertvolle Dienste leisten. Man sollte die Ana-



«Allgemeinverständlich»: *Weltwoche*-Titel.

lyse über die Leserschaft der *Weltwoche* hinaus einem weiteren Publikum zugänglich machen können.

Ulrich Fischer, Seengen

Selten habe ich einen derart einfältigen Artikel über den Atomausstieg gelesen. Die Internationale der Atommüller wittert Morgenluft, und da scheinen die Weltwöchner rechtzeitig auf den Zug aufspringen zu wollen. Liebe Weltwöchner: Es gibt doch heute das Internet! Sich zu informieren, ist heutzutage gratis! Das einzig Bleibende an der «Atomkraft» ist der Atommüll. Ihr scheint ja tatsächlich mächtig stolz zu sein auf diese Art der Nachhaltigkeit.

Hannes Füglistaler, Neuhausen am Rheinflall

Erst wenn die Schweiz im Inselbetrieb über eine unbeschränkte Zeitdauer und speziell im Winter die volle in der Schweiz benötigte elektrische Energie mit der Produktion von erneuerbarer Energie garantieren kann, braucht es keine AKW, Kombikraftwerke und so weiter mehr.

Otto Murbach, Poschiavo

Ziel: Einheitskasse

Nr. 44 – «Ausser Kontrolle»;
Beat Gygi über Krankenkassenprämien

Dem Artikel kann ich nur zustimmen. Tatsächlich sollten die Krankenkassen wieder mehr Freiheit bei der Prämiengestaltung und insbesondere bei den Rabatten für erhöhte

Franchisen erhalten. Zur Erinnerung: Als das KVG eingeführt wurde, betrug die gesetzliche Mindestfranchise 150 Franken. Sehr bald aber boten praktisch alle Krankenkassen bei Wahl der nächsthöheren Franchise von 300 Franken einen Prämienrabatt an, der höher war als der Differenzbetrag von 150 Franken. Die Versicherten konnten dabei also nur gewinnen, und die meisten wählten auch prompt die Franchise von 300 Franken. Die damals zuständige Bundesrätin Ruth Dreifuss war aber nicht etwa erfreut über diese Prämienverbilligung für alle, sondern reagierte pikiert, wenn es auch erst ihr Nachfolger Pascal Couchepin war, der diesen Prämienrabatt verbot. In meinen Augen eine kleinliche Reaktion kleinkariierter Sozialbürokraten. Einziger Mangel, der bei den höheren, insbesondere den höchsten Franchisen zu korrigieren gewesen wäre: Die Versicherten hätten verpflichtet werden müssen, eine Mindestanzahl von Jahren bei ihrer Franchisewahl zu bleiben und auch im Falle einer ernsthaften Erkrankung nicht zu einer tieferen Franchise zu wechseln.

Aber klar: Das Ziel von Bundesrat Berset und seinen Sozialbürokraten ist die Einheitskasse. Dass damit die Prämien sinken würden, dürfte hingegen nicht einmal er selbst glauben. Doch die Sozialbürokraten des Bundes hätten damit die komplette Macht und Kontrolle über das

Gesundheitswesen, und das ist Ziel und Zweck der Einheitskasse!

Barbara Kugler, Basel

Untragbare Belastung

Nr. 44 – «Meinungspluralität des Roger de Weck»; Kolumne von Christoph Mörgeli

De Weck hat es als Chef definitiv verpasst, die SRG zu einer unabhängigen, politisch anerkannten Institution für alle Schweizerinnen und Schweizer zu formen. Er hinterlässt somit einen Scherbenhaufen an persönlicher Glaubwürdigkeit, die Zwangsgebührenverordnung der SRG wird damit zu einer untragbaren Belastung. *Erich Buser, Burgdorf*

Roger de Weck sieht die gute Presse durch die Übernahme von Populisten in Gefahr. Als überzeugter Europäer bezeichnet er wohl alle als Populisten, die seine diesbezügliche Meinung nicht teilen. Dieser Schlaumeier möchte sich vor seinem Abgang noch als guter Presseonkel erweisen und aus dem halbstaatlichen Honigtopf der SRG Geschenke an Gleichgesinnte verteilen. Damit wäre aber die freie Pressemeinung nicht mehr gewährleistet. Dieser Bubentrick ist leider allzu leicht zu durchschauen – schade für Herrn de Weck.

Hans Lang, Bern

Nichts statt Sein

Nr. 42 – «Das Nichts»; Linus Reichlin über die Grundbegriffe des Lebens

Das absolute Nichts lässt sich angesichts der unbestreitbaren Wirklichkeit unseres Seins nicht denken, denn dann herrschte das Nichts statt des Seins, und die Grundfrage wäre beantwortet: Warum ist überhaupt etwas und nicht nichts? Wer also das Geheimnisvolle – man könnte es auch «Unschärfe» oder «ontologische Differenz» nennen –, das hinter dem Urknall liegt, nicht erträgt, muss das Nichts relativieren. Reichlin setzt deshalb unredlicherweise den Raum und die Atome voraus. Ist das ein Rettungsversuch der diskreditierten Theorie des historischen Materialismus?

Oskar B. Camenzind, Brunnen

Korrigenda

Der Artikel «Feuerprobe am Paradeplatz» (*Weltwoche* Nr. 44/16) enthält angebliche Aussagen der Credit Suisse, die Zweifel am geplanten Teilbörsengang der Credit Suisse (Schweiz) AG im Jahr 2017 vermuten lassen. Diese Aussagen sind falsch und wurden weder von der Credit Suisse noch von deren CEO gemacht. Richtig ist, dass die Vorbereitungen für den geplanten Teilbörsengang auf Kurs sind. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*



— Genuss-Quartett —

Drei Austern und ein Glas Top-Weisswein
zum Aktions-Preis von 25 Franken.
Dies alles an unserem Austerstand.

Angebot gültig bis 30. November 2016

BIANCHI

Limmatquai 82 8001 Zürich
044 262 98 44 bindella.ch


Gault:Millau

Gülle statt Gedenken

Roland Kuhn (1912–2005) entdeckte das erste wirksame Medikament gegen Depressionen. Jetzt wird er von kantonal besoldeten Historikern durch den Schmutz gezogen. Eine Ehrenrettung. *Von Christoph Mörgeli*

Gemäss seriösen Schätzungen leidet jeder vierte Mensch an Depressionen. Wer also ein spezifisches Heilmittel gegen diese Massenerkrankung finden kann, hat Enormes zum Wohl der Menschheit geleistet. Diese sensationelle Entdeckung gelang dem in Biel aufgewachsenen Oberarzt Roland Kuhn. Und zwar nicht an einem international renommierten Lehrstuhl für Pharmakologie, nicht im Labor eines globalen Pharmakonzerns und nicht an einer führenden psychiatrischen Universitätsklinik, sondern in der eher provinziellen Thurgauer Anstalt Münsterlingen. Es gibt kaum einen Schweizer, dem eine ähnlich nachhaltige therapeutische Grosstat gelungen ist. Das Imipramin – von der Basler Firma J. R. Geigy 1958 als Tofranil auf den Markt gebracht – hatte nicht nur eine heilende Wirkung auf zahllose depressive Patientinnen und Patienten, das Mittel trug auch ganz wesentlich zu einem Paradigmenwechsel in der Psychiatrie bei.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde nämlich neben der Lehre des «heiligen Marx» gleich auch noch jene des «heiligen Freud» entsorgt, laut der fast alle Seelenleiden vom Unbewussten herrühren. Statt mit der wackligen Ideologie der Psychoanalyse konnten sich die Forscher endlich mit den Wissenschaften von Genetik und Biologie des Gehirnes beschäftigen. Nicht zuletzt dank Roland Kuhn hat sich «der biologische Denkansatz in der Psychiatrie, der psychiatrische Krankheiten als eine genetisch beeinflusste Störung der Hirnchemie betrachtet, als überwältigender Erfolg erwiesen» (Edward Shorter).

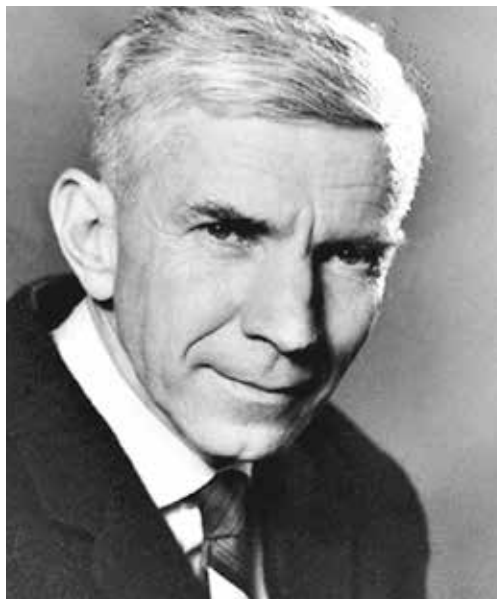
Neurobiologen statt Psychoanalytiker

Selbstverständlich lief und läuft dieser Erkenntnisprozess nicht ohne Widerstände der Psychoanalytiker ab. Diese haben sich nach 1900 von der unangenehmen, oft hilflosen Anstaltspsychiatrie der «Irrenärzte» mitsamt der Anwendung von Zwangsmitteln gegen die «Unruhigen» verabschiedet. Sie lernten rasch, die Annehmlichkeiten eines geregelten Tagesablaufs in einer wohnlichen Praxis zu schätzen, indem sie im Fünfzig-Minuten-Rhythmus ziemlich gesunde und gutzahlende «Patienten» aus gehobenen Gesellschaftsschichten empfangen. Dass sich fast jede Störung aus der frühkindlichen Sexualität erklären lasse, glaubten diese Modemediziner für überspannte Seelen wohl selber nicht.

Roland Kuhn steckte zeittypisch auch noch in den Fängen der fast nur ihm verständlichen Da-

seinsanalyse. Doch mit seiner hartnäckigen, überaus verdienstvollen Forschung hat er einen beachtlichen Anteil daran, dass sein Fachgebiet enorm an wissenschaftlichem Ansehen gewonnen hat und die Psychiater heute wirklich helfen können. Da wäre es eigentlich höchste Zeit, die Geschichtsschreibung der Psychiatrie von Fanatikern und Sektierern zu säubern. Geisteskrankheiten sind keine sozialen Konstrukte, keine Ausflüsse des Kapitalismus, des Patriarchats oder der ärztlichen Professionalisierung, sondern real existierende Leiden, die man diagnostizieren, verstehen und systematisch mit Wirkstoffen behandeln kann. Doch die akademisch betriebene Psychiatriegeschichte wird heute Sozialhistorikern ohne naturwissenschaftliches Verständnis anvertraut; wenn sie nur die verstaubten foucaultschen Unterdrückungs-, Macht- und Ausgrenzungsthesen aus den sechziger Jahren verinnerlicht haben.

So darf gegenwärtig die Gender- und Psychiatrieforscherin Marietta Meier mit vier Mitarbeitern und fast einem Millionen-Etat des Thurgauer Lotteriefonds das Projekt «Psychopharmakaforschung von Prof. Dr. Roland Kuhn in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen» betreuen. Der *Beobachter* hatte sich zuvor über «Menschenversuche» Kuhns empört und so den Begründer des psychiatrisch-fliegerärztlichen Dienstes der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg subtil ins NS/KZ-Milieu gerückt. Ab Frühjahr 2016 sollten – so liess die Kantonsverwaltung verlauten – eine Hauptstudie und zwei akademische Schriften entstehen. Bislang



Sensationelle Entdeckung: Mediziner Kuhn.



Hartnäckige Forschung: Klinik im thurgauischen

ist allerdings nichts entstanden, wenn man von einem dem *Tages-Anzeiger* gewährten Interview absieht. Projektleiterin Meier schlug selbstverständlich Grossalarm: «Die Ausmasse der Medikamentenversuche sind weitaus grösser, als wir erwartet haben.»

Kuhn wollte zweifellos helfen und niemandem schaden.

Was geschah in Münsterlingen? 1950 fragte die Firma J. R. Geigy an, ob man nicht das in Basel entwickelte Antihistamin als Beruhigungsmittel einsetzen könne. In ihrer Antwort schrieben die Münsterlinger Ärzte, darunter der biochemisch gutgeschulte Roland Kuhn, sie hätten keine schlaffördernde, dafür aber eine antidepressive Wirkung beobachtet. Dieser erste Briefwechsel blieb folgenlos. Man hatte gegen Depressionen weiterhin fast nichts zur Hand als medikamentös ausgelöste epileptische Krampfanfälle oder künstlich erzeugte Elektrokrämpfe, was nicht ohne schwerwiegende Nebenwirkungen blieb.

Kuhn leitete die pharmakologischen Versuche in Münsterlingen, wo er die ärztliche Direktion erst 1971 bis 1980 innehaben sollte. 1954 kam er mit der Firma Geigy überein, ein anderes Mittel aus der Antihistamin-Reihe zu erproben. Die Basler übersandten ihm am 4. November 1000 Dragées «G 22355» und offenbarten ihm auch die Strukturformel, mit der Bitte um «absolute Diskretion». Bei Schizophrenen verschlechterte sich der Zustand durch die Abgabe dieser Dragées, doch 1955 testete Kuhn sie bei



Münsterlingen.

Depressiven. Die Wirkung bei vierzig behandelten Patienten war unglaublich, und er schrieb darüber: «Die Patienten werden lebhafter, freundlicher, [...] Schuldgefühle und depressive Wahnideen verschwinden.» Sie standen morgens fröhlich auf, nahmen aktiv am Klinikleben teil und zeigten wieder Interesse an ihren Familien. Gemäss Roland Kuhns Erstveröffentlichung in der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* von 1957 sprachen selbst die Patienten von «Wunderkuren». Kuhn und die Firma Geigy hatten gemeinsam ein Medikament gegen Depressionskrankheiten entdeckt. Roland Kuhn markierte jetzt mehr Distanz zur Psychotherapie, die «äusserst langwierig und schwierig» sei; das manisch-depressive Leiden – so seine Erkenntnis – erwies sich als eindeutig organisch bedingte Krankheit und war medikamentös zu beeinflussen.

Wohltäter der Menschheit

Die beeindruckte, ja begeisterte Beschreibung dieser sensationellen Vorgänge trägt alle Züge einer eigentlichen Auferstehung der Betroffenen. Auch die Angehörigen äusserten ihr Erstaunen über die markanten Veränderungen. Mit der Leistung der Entdeckung der antidepressiven Wirkungen von Imipramin habilitierte sich Kuhn bei Professor Manfred Bleuler in Zürich. Durch seine systematische Arbeit ermöglichte der Münsterlinger Arzt, dass depressive Patienten fortan zunehmend ambulant behandelt werden konnten. Es gelang ihm, das Los der Depressiven zu erleichtern und eine wirksame Suizidprophylaxe einzuleiten.

Das Tofranil von 1958 war der Prototyp einer heute riesigen Klasse von Psychopharmaka. Vor

allem aber begann mit Kuhns Entdeckung die systematische Erforschung der biologischen Grundlagen von Depressionen, eine Forschungsrichtung, die sich weltweit rasch ausbreitete. Wie es dem damals geltenden Rahmen ohne Humanforschungsgesetze und ohne Ethikkommissionen entsprach, hat Kuhn seine Patienten nicht oder kaum orientiert. Das Konzept der informierten Einwilligung («informed consent») im heutigen Sinn war noch nicht geboren, schon gar nicht bei psychiatrischen Patienten. Kuhn wollte zweifellos helfen und niemandem schaden. Die von ihm angewandten Wirkstoffe bedeuteten nach seinen Erkenntnissen keine Gefahr für Leib und Leben. «Viele Patienten leben noch», titelte unlängst Radio SRF empört. Wäre es etwa besser, sie würden nicht mehr leben?

Kuhns Familie hat der Forschung sämtliche vorhandenen Akten zur Verfügung gestellt. Gut so. Weniger gut ist das öffentliche Gegacker und Gezeifer, mit dem jetzt sogenannte Psychiatriehistoriker über diesen Akten brüten, ohne nur ein erstes Ei gelegt zu haben. Gegenüber solchem Personal brauchte sich Roland Kuhn mit seiner Lebensleistung für die Leidenden in aller Welt nicht zu schämen. Statt den 2005 verstorbenen Gelehrten mit öffentlichen Geldern durch den Schmutz zu ziehen, wären Ehrungen, Denkmäler und Böllerschüsse für diesen Wohltäter der Menschheit angebracht. Professor Kuhn hat sich übrigens zeitlebens gegen die Unterstellung verwahrt, es habe sich bei seinen Entdeckungen um den «blossen Zufall» eines kleinen Landarztes gehandelt. Gegen die weit schwereren gegenwärtigen Unterstellungen kann er sich leider nicht mehr wehren. ○

Bildung

Masslos

Die Zürcher Hochschulen wollen in den Himmel wachsen. Nur nicht bei der Leistung.

In Zürich herrscht verkehrte Welt: Die Uni, die ETH und das Universitätsspital wollen wachsen – und die bürgerlichen Parteien applaudieren. Widerstand kommt nur von der SP und von den Grünen, die sonst Bildungsthemen fett auf ihre Fahne schreiben und nicht für ihren haushälterischen Umgang mit Steuergeldern bekannt sind. Was ist passiert? Es geht um das sogenannte Hochschulgebiet Zürich Zentrum. Dort planen die drei erwähnten Institutionen zusammen mit dem Kanton einen Ausbau der Superlative, samt «markanten Neubauten», wie es heisst. Mehrere Hochhäuser sollen in den Himmel gezogen und denkmalgeschützte Bauten geschleift werden. Dagegen wehrt sich der Heimatschutz. «Zu massiv und städtebaulich unverträglich», sagt Barbara Truog, Präsidentin der Stadtzürcher Sektion, zum Bauprojekt.

Die Auswirkungen auf das Zürcher Stadtbild sind das eine. Das andere – bisher kaum diskutiert – ist der angebliche «Bedarf» der Hochschulen. Bis 2030 soll sich die sogenannte Hauptnutzfläche um rund einen Drittel erhöhen. Dabei richtet sich die Expansion nicht unbedingt nach der Exzellenz: Die Uni will viel stärker wachsen als die ETH, die international in einer anderen Liga spielt. Laut den ursprünglichen Plänen wollte die Uni ihre Fläche bis in vierzehn Jahren verdreifachen. Treiber der masslosen Aufblähung sind ausgerechnet die Geisteswissenschaften, die in globalen Rankings regelmässig deutlich schlechter abschneiden als etwa die Medizin oder die Zahnmedizin. Der emeritierte Kriminologieprofessor, SP-Politiker und Heimatschützer Martin Killias kritisiert diese Entwicklung scharf, er spricht von «Gigantismus» und «Wahnsinns-Luxus», wenn etwa Professoren, die nur zwei oder drei Tage in der Woche dort sind, grosszügige Büros für sich allein belegen. Niemand stelle die Frage, ob es überhaupt wünschbar sei, dass die Uni so sehr wachse. «Und warum sollte alles in Zürich zentriert sein?» Die besten Universitäten weltweit seien klein und exklusiv, so Killias. Also genau das Gegenteil dessen, was man jetzt in Zürich plane. Der SP-Professor hat recht. Die Bürgerlichen scheinen im Schlafwagen unterwegs zu sein. *Philipp Gut*

Bürokratismus

Die FDP als skurrile Spielführerin bei der Umsetzung der Zuwanderungsinitiative.

Schon heute steht fest, dass die parlamentarischen Beratungen zur Umsetzung der Volksinitiative gegen Masseneinwanderung nicht als Sternstunde der Demokratie in Erinnerung bleiben werden. Die Verlierer der Volksabstimmung vom 9. Februar 2014 sind sich einig, dass die Kernanliegen der Initianten – eigenständige Steuerung der Zuwanderung, Höchstzahlen, Kontingente – nicht umgesetzt werden sollen. Klar ist zudem, dass die SVP als Urheberin der Initiative mit ihren Anträgen auch im Ständerat chancenlos bleiben wird.

Massgeblichen Anteil an diesem fragwürdigen Szenario trägt die FDP. Das vom Nationalrat beschlossene Nichtumsetzungskonzept («Inländervorrang light») trägt die Handschrift des Freisinnigen Kurt Fluri. In der vorberatenden Ständeratskommission hat sich der gewesene FDP-Präsident Philipp Müller durchgesetzt. Sein Konzept sieht eine weitreichende Regulierung des Stellenmarktes vor. Ob Müller bereits eine gewerkschaftliche Ehrenmitgliedschaft angetragen worden ist, ist nicht bekannt. Unschwer erkennbar ist aber, dass sich die FDP ins eigene Knie schießt. Als Parteipräsident wallfahrtete Philipp Müller mit dem Slogan «Bürokratie abbauen!» durchs Schweizerland. Der Versuch, das Kernanliegen mit einer Bürokratiestopp-Volksinitiative zu befeuern, scheiterte 2012 schon im Unterschriftenstadium kläglich. Aber am Anliegen, die KMU administrativ zu entlasten und Bürokratiemonster zu erlegen, hält die FDP unbeirrt fest. Weshalb jetzt der gleiche Philipp Müller den privaten Stellenmarkt regulatorisch strangulieren will, bleibt sein Geheimnis.

Kommt dazu, dass der Freisinn mit seinem Profilierungstrip die auf dem Papier bestehende bürgerliche Parlamentsmehrheit ad absurdum führt. SVP, FDP und CVP sind heillos zerstritten. Die Lobbyisten der Wirtschaftsverbände stehen entnervt an der Seitenlinie. Die Stimmberechtigten, die am 9. Februar 2014 die Masseneinwanderungsinitiative gutgeheissen haben, ballen die Faust im Sack, die befürwortenden Stände stehen im Regen. In diesem demokratischen Trauerspiel, in dem die FDP die Spielführerin gibt, kann vorerst nur eine Siegerin benannt werden: die Linke. René Zeller

Radikale Kehrtwende

Ueli Maurer warnte den Bundesrat vor dem Entscheid zur Rasa-Initiative vor einem gefährlichen Spiel mit der Verfassung und mit Volksentscheiden. Von Hubert Mooser



Grundsätzliche Fragen: Finanzminister Maurer.

Am 26. Oktober 2016 liess Justizministerin Simonetta Sommaruga die Maske fallen. Der Bundesrat wolle der Initiative «Raus aus der Sackgasse» (Rasa), die den neuen Zuwanderungsartikel in der Bundesverfassung eliminieren will, einen eigenen Vorschlag gegenüberstellen, verkündet sie vor den Medien.

Über die im Bundesrat diskutierten Varianten eines Gegenvorschlags hat die *Weltwoche* exklusiv berichtet. Was das tatsächlich bedeutet, kann man aus dem vertraulichen Mitbericht von Finanzminister Ueli Maurer ablesen: Präsentiert wurde am 26. Oktober eine radikale Abkehr vom früheren Bekenntnis der Justizministerin und des Bundesrats zu einer Umsetzung der vom Volk angenommenen Masseneinwanderungsinitiative (MEI).

Der Entscheid im Bundesrat zur Rasa-Initiative ging nicht so glatt über die Bühne, wie dies Sommaruga vor den Medien darzustellen versuchte. Die beiden SVP-Bundesräte Guy Parmelin und Ueli Maurer stellten sich quer und erteilten jeglicher Art von Gegenvorschlägen eine Absage. Während Parmelin seine Kritik an einem Gegenvorschlag mit wenig Überzeugungskraft vortrug, legte Finanzminister Maurer in seinem Mitbericht zur Rasa-Initiative den Finger auf den wunden Punkt. Er erinnerte den Bundesrat daran, dass mit der Annahme der Volksinitiative gegen Masseneinwanderung

nicht bloss die Bestimmungen über die neuen Zuwanderungsregeln, sondern auch die Übergangsbestimmungen Verfassungsrecht geworden seien. Konkret: Wenn die Initiative drei Jahre nach ihrer Annahme noch nicht in Kraft sei, müsse der Bundesrat auf dem Verordnungsweg Ausführungsbestimmungen erlassen. «Somit bestimmt die Verfassung den Bundesrat zum Garanten der korrekten und zeitgemässen Umsetzung», folgerte Maurer in seinem Mitbericht. Und er betonte: Diese dem Bundesrat übertragene Verpflichtung lasse sich kaum mit den Bestrebungen in Einklang bringen, auf eine starke Relativierung oder gar auf eine Nichtumsetzung der Verfassungsbestimmung hinzuwirken.

Wer dafür war

Die Landesregierung habe nach der MEI-Abstimmung öffentlich klargemacht, dass sie die neue Verfassungsbestimmung umsetzen wolle. Sie habe am 4. März 2016 eine Botschaft verabschiedet, welche auch die Möglichkeit einer einseitigen Schutzklausel vorgesehen habe, rief Maurer dem Kollegium in Erinnerung. Damit liege der Bundesrat auf der Linie seines Berichtes zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht aus dem Jahre 2010, in dem er festgehalten habe, dass auch eine Volksinitiative, die gegen verfassungsmässige Grundrechte oder Völkerrecht verstosse, umgesetzt werden müsse.

Der Finanzminister warnte: Ein Gegenvorschlag wäre eine Abkehr von dieser Position innerhalb von wenigen Monaten. Es gebe für den Bundesrat keinen Anlass, auf seinen Entscheid zurückzukommen, da sich an den grundlegenden Fakten nichts geändert habe. Mit einer Spitzkehre würde er sowohl sein Bekenntnis zur verfassungsgetreuen Umsetzung unterminieren als auch Zweifel an einer glaubwürdigen Politik wecken. Dies gelte umso mehr, als der Bundesrat mit einem Positionswechsel auch die laufenden parlamentarischen Beratungen zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative beeinflussen würde. Damit stellten sich, so Maurer, letztlich auch grundsätzliche Fragen zum Umgang mit der Verfassung und zur Umsetzung von Volksinitiativen.

Die Bundesräte Maurer und Parmelin vermochten die Kehrtwende nicht zu verhindern. Ihre Amtskollegen Simonetta Sommaruga, Doris Leuthard, Didier Burkhalter, Alain Berset und Johann Schneider-Ammann entschieden sich für einen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative. ○

With discipline comes performance.

Swiss wrestling, a traditional sport, requires constancy and regularity, fundamental qualities necessary to reach our goals.





«Spezialabkommen»: Befürworter des Friedensabkommens in Cartagena.

Reinfummeln in Kolumbien

Mit Steuermillionen finanziert die Schweiz lokal tätige Organisationen. Viele davon sind hochgradig politisch und ergreifen bei Wahlen und Abstimmungen Partei. So auch beim Plebiszit über den umstrittenen Friedensvertrag mit der Farc-Guerilla. *Von Florian Schwab*

«Es steht der Schweiz nicht zu, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Länder einzumischen.» Diese Selbstverständlichkeit bekräftigte Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) im Juni vor dem Nationalrat auf eine Anfrage von Maximilian Reimann (SVP). Gegenstand der Anfrage war das Engagement der Schweiz in den Friedensgesprächen zwischen der kolumbianischen Farc-Guerilla und der Regierung. Das EDA hatte sich bereit erklärt, ein Exemplar des Schlussvertrags als «Spezialabkommen» gemäss den Genfer Konventionen im Bundesarchiv aufzubewahren. Bekanntlich lehnte eine knappe Mehrheit der Kolumbianer das Friedensabkommen in der Volksabstimmung vom 2. Oktober ab. Doch da war das für Bern bestimmte Exemplar bereits mit Staatssekretär Yves Rossier in die Schweiz gelangt.

Einen Monat später erhält die aussenpolitische Kommission APK des Nationalrats einen Brief aus Kolumbien. Darin kritisiert ein breites Bündnis von Exponenten mit unterschiedlicher politischer Ausrichtung, darunter der ehemalige Präsident Alvaro Uribe, die Einlagerung des Vertrags noch vor der Volksabstimmung als «demokratiefeindlichen Akt». Zudem erheben die Verfasser den Vorwurf, die Schweiz habe finanzielle Leistungen an die

Ja-Kampagne ausgerichtet, was sich schlecht mit Burkhalters Versicherung vertrage, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen.

Was ist dran an den Vorwürfen aus Kolumbien? Nach Informationen des *Tages-Anzeigers*, der sich auf APK-Präsident Roland Rino Büchel (SVP) stützt, hat Burkhalter anlässlich der letzten Sitzung «eine finanzielle Beteiligung an der Kampagne der Vertragsbefürworter dementiert». Er habe aber «nicht ausschliessen» können, dass sich «allenfalls eine von der Schweiz mitfinanzierte Nichtregierungsorganisation für ein Ja einsetzte». Was stimmt?

Den Friedensprozess erklären

Der *Weltwoche* liegt die Liste der Nichtregierungsorganisationen vor, die vom EDA in den beiden Jahren vor der Volksabstimmung finanziell unterstützt wurden. Gesamthaft schüttet die Abteilung Menschliche Sicherheit im EDA jährlich knapp eine Million Franken aus dem «Länderprogramm Kolumbien» an Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen für Projekte in Kolumbien aus.

Die Auswertung der Finanzströme zeigt, dass sich von den siebzehn in den Jahren 2015 und 2016 unterstützten NGOs neun für das Ja in der

Volksabstimmung eingesetzt haben. Nur eine, die Dachorganisation der kolumbianischen Juristen, war etwas skeptischer, die verbleibenden sieben haben keine Spuren im Abstimmungskampf hinterlassen. Sieht man die vergebenen Gelder an, so entfallen auf die neun für das Ja aktiven Nichtregierungsorganisationen 1,28 Millionen der gesamthaft 1,63 Millionen Franken, also 78 Prozent der Ausrichtungen.

Vom Nein-Lager in Kolumbien wurde insbesondere die Vergabe an Redprodepaz kritisch aufgenommen. Diese Organisation mit Verbindungen zum Jesuitenorden betrieb eine Abstimmungskampagne, bei welcher sie eher an eine politische Partei gemahnte denn an eine karitativ tätige Organisation. Am 1. Oktober proklamierte Redprodepaz auf Facebook den «Endspurt unserer Kampagne für das Ja», kurzzeitig ersetzte die Organisation ihr Logo durch jenes der Ja-Kampagne («Ciudadanos»). Gemäss EDA hat diese Organisation von der Schweiz gesamthaft 260 000 Franken in den Jahren 2015 und 2016 erhalten. Davon 164 000 Franken im Jahr 2015 für sogenannte «Encuentros Regionales para la Paz» (regionale Friedenstreffen) zwischen 2014 und 2015. Laut EDA handelte es sich dabei um siebzehn im ganzen Land verteilte Treffen von jeweils rund

300 Personen, um «den kolumbianischen Bürgerinnen und Bürgern die Möglichkeit zu geben, sich eine eigene Meinung zum Friedensprozess zu bilden und sich dabei aktiv einzubringen».

Bei näherer Betrachtung kommen Zweifel an dieser Darstellung auf. Auf seiner eigenen Internetseite verbreitet dieses Projekt einen Artikel von *El Tiempo*, der wichtigsten Tageszeitung des Landes. Darin wird eines der Treffen beschrieben, das am 14. September 2014 in Granada im Departement Meta stattfand. Der damalige Chef von Redprodepaz führte gemäss dem Artikel zum Zweck der Veranstaltungsreihe aus, es gehe darum, die «Anführer der Zivilgesellschaft» zu versammeln, damit diese «ihre Gemeinschaften informieren» und diese «in die Lage versetzen», bei den ein Jahr später stattfindenden Wahlen ihre Gouverneure und Bürgermeister richtig zu wählen, auf dass aus diesen Wahlen ein «Mandat für den Frieden» werde. Es gehe darum, «den Kolumbianern die Fortschritte des Friedensprozesses» zu erklären und die «Skepsis und Unsicherheit zu vermindern».

Sturm auf das Schweizer Konsulat

Bereits damals war klar, dass die Frage des Friedensabkommens die Gesellschaft tief spalten und es auf eine Volksentscheidung hinauslaufen würde. Mit dem Vorwurf der politischen Einflussnahme konfrontiert, dementiert das EDA: Es habe sich «nie in die inneren Angelegenheiten Kolumbiens eingemischt» und «nicht im Rahmen des von der Schweiz mitfinanzierten Projekts <Encuentros Regionales para la Paz> Wahlentscheidungen beeinflusst».

Redprodepaz schrieb, die siebzehn Treffen seien lange vor der Kampagne für die Volksabstimmung abgeschlossen gewesen. Dabei verschwieg die Organisation, dass sie auch während ihrer laufenden politischen Aktivitäten durch das EDA unterstützt wird. Zurzeit läuft ein anderes Projekt für die «Befähigung zum Frieden in den Regionen und die Umsetzung der [in der Volksabstimmung abgelehnten] Friedensverträge». Beitrag des EDA: 200 000 Franken. Das Budget dieses Projekts, das neben der Schweiz von anderen ausländischen Regierungen unterstützt wird, beläuft sich auf 1,1 Millionen Franken. Das ist eine imposante Summe in der kolumbianischen Politik. Zum Vergleich: Die wichtigste Nein-Kampagne hatte rund 200 000 Franken zur Verfügung.

Für viele Kolumbianer ist die Parteinahme ausländischer Regierungen ein Ärgernis. Ihrem Unmut lassen sie in den sozialen Netzwerken freien Lauf. Dort hat sich viel Groll über der Schweizer Botschaft in Bogotá zusammengebraut. In Medellín stürmte eine Gruppe aufgebracht Kolumbianer in das Schweizer Konsulat. Sie verlangte von der Schweiz, den Volksentscheid zu respektieren. ○

Schweiz

Diplomatie des Megafons

Wann eigentlich wurde der Schweizer Aussenminister zum türkischen Innenminister? Bundesrat Didier Burkhalter sägt erfolgreich an der aussenpolitischen Neutralität.

Es war eine denkwürdige Pressekonferenz auf dem Landsitz Lohn bei Bern. Der türkische Aussenminister Mevlüt Cavusoglu attackierte die Schweiz mit absurden Vorwürfen, der schweizerische Aussenminister Didier Burkhalter stand mit versteinert Miene daneben und verstand nur die Hälfte von dem, was sein Amtskollege auf Türkisch *wäffelte* – weil der von Burkhalters Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) eingesetzte Dolmetscher etwas überfordert war.

Der Eindruck verfestigte, dass Burkhalter eine für die Schweizer Neutralität heikle Position einnimmt. Mit jeder Körperfaser drückte er Verachtung aus für den türkischen Amtskollegen. Tritt so der Vertreter eines neutralen Landes auf, der zwischen Kurden und Türken Frieden vermitteln will? Spielte sich Aussenminister Burkhalter mit seinen beherrschenden Einmischungen wie ein türkischer Innenminister auf? Das EDA gab routinierte Entwarnung. «Die Beziehungen mit der Türkei waren und sind eng», sagt ein Sprecher. Wie der Bundesrat darüber und über die anderen Engagements seines Aussenministers denkt, ist nicht überliefert. Meistens erfahre die Regierung ohnehin zu spät, in welche Geschichten Burkhalter die Regierung wieder verwickelt habe, heisst es im Bundeshaus. Burkhalter halte sich bedeckt, wie beim Friedensvertrag in Kolumbien. In dieser Causa stellte er den Gesamtbundesrat vor vollendete Tatsachen.

Mit einer diskreten Aussenpolitik, wie sie der frühere Schweizer Botschafter Paul Widmer in einem Handbuch für junge Diplomaten beschrieb, hat das alles nicht mehr viel zu tun. Widmer sieht die Schweiz als zurückhaltende Gastgeberin internationaler Verhandlungen, nicht als Mediatorin, deren Vertreter sich mit dem Megafon in der Hand als Friedensstifter anbieten.



Und die Diskretion? Cavusoglu (l.), Burkhalter.

Bei den Konflikten in Syrien und in der Ukraine biedert sich Burkhalter der Welt als Friedensapostel an. Zurzeit leistet das EDA Unterstützung an die Parteien in Myanmar. Bekannt sind auch die Mandate zur Wahrung fremder Interessen von Russland und Georgien sowie von Iran und Saudi-Arabien. Andere Engagements verrät das EDA nicht. Ein erfahrener Diplomat sagt: «Eine erfolgreiche Vermittlerrolle trägt einem Land Prestige ein.» Gute Dienste sollten aber nicht des Prestiges wegen, sondern als uneigennützigem Dienst zur Förderung des Friedens erbracht werden.

Wie eine Trophäe

In Kolumbien hat sich wieder einmal gezeigt, wie Burkhalter die Schweiz mit seiner auf Medienwirkung fokussierten Friedensagenda auf rutschiges Terrain führt. Mit den Friedensbemühungen hatte die Schweiz nur am Rande etwas zu tun; sie feierte den Vertrag jedoch in der Öffentlichkeit so ab, als handle es sich um eine Trophäe. Dann kritisierte Kolumbiens früherer Präsident Alvaro Uribe in einem Brief an Schweizer Parlamentarier, die Eidgenossenschaft habe ihre Neutralität verletzt. Die Abstimmungskampagne in Kolumbien für den Friedensvertrag sei mit Schweizer Entwicklungshilfegeldern finanziert worden. Laut dem Präsidenten der Aussenpolitischen Kommission, SVP-Nationalrat Roland Büchel, wäre dies eigentlich ein Fall für die Geschäftsprüfungskommission.

Der Vorwurf ist Gift für die Glaubwürdigkeit der Schweiz. Als gäbe es den Volksentscheid in Kolumbien und die Vorwürfe Uribes nicht, will Burkhalter in Kolumbien den Friedensprozess weiter vorantreiben. Dies sagte er am Schweizer Fernsehen. Wie sagte doch der frühere Botschafter Widmer: «Glaubwürdigkeit ist das grösste Kapital, über das die Diplomatie verfügt. Wer glaubwürdig ist, kann sich gelassener auf dem mitunter etwas eitlen Markt der Friedensförderung bewegen. Er weiss, dass der grösste Dienst am Frieden darin besteht, den Dienst zu leisten, wenn man gefragt wird, und ihn zu unterlassen, wenn man nicht gefragt wird.» In Kolumbien ist die Schweiz definitiv nicht mehr gefragt.

Hubert Mooser

Winterthurs vernetzte Islamisten

Die An-Nur-Moschee in Winterthur ist auch international verbunden. Spuren führen zur Organisation «Helfen in Not», der die deutsche Bundesanwaltschaft Unterstützung von Terrorbewegungen vorwirft. Zum Netz gehört ausserdem ein Hassprediger, der sein Unwesen in Wien trieb. *Von Kurt Pelda*



«Gotteshaus des Lichts»: Imam Abdurrahman (l.), Durchsuchung der An-Nur-Moschee, Winterthur.

Der vor einer Woche verhaftete Imam Scheich Abdurrahman der Winterthurer An-Nur-Moschee sitzt inzwischen in Untersuchungshaft. Im Gotteshaus erwies er sich als schweigsam, wenn es um seine Person ging. Obwohl er äthiopischer Staatsangehöriger ist, gab er sich als Somalier aus. Er stammt aus der von ethnischen Somaliern bewohnten Ogaden-Region im Osten Äthiopiens, aus einer Ortschaft unweit der somalischen Grenze. In der Schweiz weilt er noch nicht lange, er hat hier ein Asylgesuch gestellt.

Die Staatsanwaltschaft wirft ihm vor, er habe in einer Freitagspredigt zum Mord an Muslimen aufgerufen, die nicht zum Gebet in die Moschee kämen. In Untersuchungshaft befindet sich auch die Nummer zwei des Moscheevereins, Ilir H., der früher für den Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS) Informationsmaterial über den Islam auf Winterthurer Strassen verteilt hat. Wer die Nummer eins des Gotteshauses ist, wollte Ilir H. selbst in der Moschee nicht preisgeben. Die Staatsanwaltschaft steht vor der schwierigen Frage, wer eigentlich für die Vorgänge im «Gotteshaus des Lichts» – nur heisst Licht auf Arabisch – verantwortlich ist.

Krankwagen für IS und al-Qaida?

Exponenten der An-Nur-Moschee sind national bestens vernetzt, zum Beispiel dank der



berüchtigten Koranverteilung «Lies!» oder der Zusammenarbeit mit nicht weniger radikalen Gotteshäusern in Basel oder Biel. Weniger bekannt sind die Verbindungen zu Terrorsympathisanten in Süddeutschland, Österreich und Bosnien. Mit dem früheren Thaiboxweltmeister Valdet Gashi, der inzwischen beim Islamischen Staat (IS) in Syrien umgekommen ist, kam aus dem baden-württembergischen Singen auch ein junger Familienvater nach Winterthur.

Der Mann, ein enger Freund von Gashi, verteilte Gratisexemplare des Korans in der Winterthurer Altstadt, besuchte die An-Nur-Moschee und half mit beim Aufbau der Schweizer Filiale von «Helfen in Not». Diese angebliche Hilfsorganisation aus dem deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen wurde vom dortigen Verfassungsschutz als extremistisch-salafistische Gruppe eingestuft. Sie fiel unter anderem durch den Kauf von Krankentransportwagen auf, die dann anschliessend nach Syrien gebracht wurden. Bei einem dieser Konvois waren Valdet Gashi und der Arboner Dschihadist Alperen A. mit von der Partie. «Helfen in Not» sammelt auch in der Schweiz Spenden für den Erwerb von Ambulanzwagen. Das Geld konnte und kann man auf das Postkonto von Doan S. überweisen, einem Salafisten im aargauischen Fricktal. Inzwischen verdäch-

tigt die deutsche Bundesanwaltschaft «Helfen in Not», die Krankentransportwagen auch an in Syrien aktive Terrororganisationen geliefert zu haben, wie das Nachrichtenmagazin *Spiegel* berichtete. Bei den in der Schweiz lebenden Helfern von «Helfen in Not» fällt auf, dass viele von ihnen zugleich auch bei der Koranverteilung «Lies!» aktiv sind.

«Bosnien-Connection»

Die Verbindung nach Bosnien und der bosnischen Diaspora in Österreich lief über verschiedene An-Nur-Moscheegänger mit bosnischen Wurzeln. Der bekannteste unter ihnen ist der Syrien-Rückkehrer Sandro V., den die Bundesanwaltschaft derzeit wegen Verdachts auf Unterstützung des IS in Untersuchungshaft hält. V. ist eigentlich Italiener, doch stammt seine Mutter aus dem serbischen Sandschak, in dem sich viele Muslime als Bosniaken fühlen. Sandro V. war mit dabei, als 2013 im Winterthurer «Hotel Töss» eine Spendenveranstaltung zugunsten von Syrien stattfand. Dieses Treffen war praktisch der Startschuss für die Verwicklungen der Eulachstadt in den syrischen Bürgerkrieg. Eingeladen wurden auch die bosnischen Hassprediger Izzudin Jakupovic aus Deutschland und Mirsad Omerovic alias Ebu Tejma aus Wien, wobei nicht ganz klar ist, ob Letzterer an der Veranstaltung tatsächlich auftrat.

Fakt ist hingegen, dass Sandro V., häufig als islamistischer «Leitwolf» von Winterthur bezeichnet, und Valdet Gashi mit Omerovic bekannt waren. Im Prozess gegen den ebenfalls aus dem Sandschak stammenden Omerovic sagte dieser aus, er habe die Schweiz einmal besucht, und umgekehrt seien Gashi und Sandro V. zu ihm nach Wien gekommen. Offenbar besuchte das Trio bei dieser Gelegenheit auch den Wiener Kampfsportklub von Omerovic. In der Eulachstadt gehörten Gashi und V. zu den Drahtziehern der muslimischen Kampfsportschule MMA Sunna, des Treffpunkts der Winterthurer Dschihadisten. Omerovic alias Ebu Tejma wurde im Juli wegen Rekrutierung von IS-Kämpfern zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Aus dem Prozess gegen ihn ging ausserdem hervor, dass der Wiener Hassprediger dem in Winterthur aufgetretenen Terrorsympathisanten Jakupovic 20 000 Euro zur Weiterleitung an den IS übergeben haben soll. Dieser habe das Geld dann aber nicht dem IS, sondern der im indischen Kaschmir aktiven Terrororganisation «Armee Mohammeds» übergeben. ○

Unnötiges russisches Roulette

Ich bin der *Weltwoche* dankbar, dass ich eine Replik schreiben darf, denn auch für *Weltwoche*-Leser gibt es gute Gründe, für den geordneten Atomausstieg zu stimmen. *Von Bastien Girod*

Alex Baur bezeichnet die Folgen eines Atomaren GAUs als gleich gravierend wie ein Blackout. Das ist eine gefährliche Irreführung. Bei einem GAU heulen die Sirenen, die Jodtabletten müssen geschluckt, das traute Heim muss innert Kürze verlassen werden. Auch das Herz der Schweizer Wirtschaft, der Kanton Zürich, könnte so innert Kürze für Jahrzehnte zur Sperrzone werden. So schätzt der Bundesrat die Kosten eines solchen GAUs auf 88 bis 8000 Milliarden Franken. Auch wenn wir alle hoffen, dass so etwas nie eintritt. Ein GAU kann nicht ausgeschlossen werden. Deshalb wurden fünf Millionen Bewohnern der Schweiz Jodtabletten zugeschickt. Vor einem atomaren GAU warnen auch Experten: Eine kürzlich publizierte Studie unter der Beteiligung des renommierten ETH-Forschers Professor Sornette kommt zum Schluss, dass sich beim geplanten Weiterbetrieb der heutigen AKW-Typen Fukushima oder Tschernobyl nochmals wiederholen wird.

Weiterbetrieb ohne Sicherheitsmarge?

Das Risiko der Schweizer AKW nimmt ohne geordneten Atomausstieg weiter zu, weil die AKW-Betreiber kein Geld mehr haben, um genügend in die Sicherheit zu investieren. Um das zu verhindern, wollte das Sicherheitsinspektorat Ensi ab vierzig Jahren Betriebsdauer eine Sicherheitsmarge gesetzlich verankern. Doch der Atomindustrie – in der Schweiz mit der Politik ähnlich verfilzt wie in Japan – gelang es, diese Sicherheitsmarge entgegen der Forderung des Ensi aus dem Gesetzesentwurf zu streichen. Nur deshalb kann das AKW Bznau I trotz stark spröde gewordenem Reaktor-druckbehälter wieder ans Netz. Der vom Parlament beschlossene ewige Weiterbetrieb ohne Sicherheitsmarge ist deshalb russisches Roulette mit unserer Heimat.

Der Vergleich mit dem Blackout ist aber auch deshalb irreführend, weil der geordnete Atomausstieg nicht zu mehr, sondern zu weniger Stromausfällen führen wird. Auch ohne Ausstieg muss jederzeit damit gerechnet werden, dass die AKW aus Sicherheitsgründen alle gleichzeitig vom Netz müssen. Deshalb ist das Netz notwendigerweise so ausgestaltet, dass es mit einem Ausfallen der AKW umgehen kann. Viel einfacher wird es beim geordneten Atomausstieg, weil im Voraus bekannt ist, welches AKW wann stillgelegt wird. So können rechtzeitig Massnahmen bei der Produktion und Regelung ergriffen werden, um eine

einwandfreie Versorgung sicherzustellen. Mit solchen Massnahmen konnte Deutschland trotz Abschaltens von neun AKW und dank dem Zubau erneuerbarer Stromquellen von 10 auf 30 Prozent die Stromausfallzeit von 22 auf 12 Minuten reduzieren. Was die Schweiz anbelangt, betont die ETH Studie «Energie-zukunft Schweiz», dass wir gegenüber anderen Ländern den Vorteil haben, dank bestehender Wasserkraft sowohl die Winterversorgung als auch den Ausgleich der Schwankungen von Solar- und Windenergie problemlos und klimafreundlich gewährleisten zu können. Davon würden auch die Wasserkraft-Kantone finanziell profitieren, weshalb beispielsweise die Bündner Konzessionsgemeinden den geordneten Atomausstieg befürworten.

Auch bezüglich neuer erneuerbarer Energien gibt es einiges richtigzustellen. Wir sind 2015 nicht erst bei 1,9, sondern bereits bei 4,3 Prozent. Damit ist bereits die Produktion eines der ältesten drei Schweizer AKW ersetzt. Wir wären schon viel weiter, wenn die Mehrheit des heutigen Parlaments den Zubau nicht dertart bremsen würde. So warten 40 000 Zubau-projekte auf der KEV-Warteliste darauf, dass ihnen zumindest jene garantierte Stromabnahme zu Gestehungskosten zukommt, welche alle Schweizer AKW in den ersten zwanzig bis dreissig Jahren auch erhielten. Allein diese anstehenden Projekte können nochmals drei AKW ersetzen.

Bleibt noch die – angesichts des drohenden Ja – in den letzten Wochen durch die Betreiber hochgespielte Frage der Entschädigung. Alpiq und Axpo fordern bei einem Ja zum geordneten Ausstieg Schadenersatz und bei einem Nein Subventionen für den Weiterbetrieb der AKW. Auf beides haben sie keinen Anspruch. Aber angesichts der mächtigen Lobby der Betreiber im Parlament muss davon ausgegangen werden, dass der Weiterbetrieb deutlich teurer würde. Zusammenfassend schützt ein Ja zum geordneten Ausstieg nicht nur die Heimat und die Umwelt, sondern bringt auch für die Versorgungssicherheit und den Steuerzahler einen Gewinn.



Bastien Girod ist Nationalrat der Grünen und ETH-Umweltwissenschaftler mit Dokortitel.

Unternehmen

Einhörner

Wie man seine Kunden entscheiden lässt und einen Hype auslöst.



Ritter-Sport-Hit: die Einhorn-Schokolade.

Eine Internet-Weisheit besagt: «Sei immer du selbst. Ausser, du kannst ein Einhorn sein. In diesem Fall sei immer ein Einhorn.» Was die wenigsten wissen: Der Spruch stammt von der Amazon-Bestsellerautorin Elle Lothlorien und findet sich in einem ihrer E-Books, einer Neuinterpretation von «Alice im Wunderland». Von dort aus verbreitete sich der lustige Blödsinn in den sozialen Netzwerken, wo auch Bilder von Einhörnern beliebt sind, die über Regenbögen springen und dabei Sternenstaub pupsen. Die Realität ist eben nur etwas für Menschen, die Angst vor Einhörnern haben.

Egal, ob Buch oder Schokolade

Doch nachdem die absurden Tierchen die virtuelle Welt erobert haben, unternehmen sie nun einen Schritt in Richtung Realität: Ritter Sport hat am 1. November eine Einhorn-Schokolade lanciert, eine dreischichtige Magermilchjogurt-Schokolade mit Johannisbeerpulver und Himbeerstücken. Gleich am ersten Verkaufstag brach der Online-Shop von Ritter Sport zusammen, nach zwanzig Stunden war die limitierte Edition ausverkauft. Auf Ebay gibt es noch Tafeln für Hunderte Franken.

Ritter Sport warb mit Lothloriens Spruch über das Einhorn-Sein. Das passt – auch weil die Einhorn-Schokolade und Lothloriens Bücher vor allem über den Geschmack der Masse funktionieren. Lothlorien hat ihre Romane nicht über einen Verlag veröffentlicht, sondern eigenhändig online. Damit hat sie ihren Erfolg unmittelbar den Lesern zu verdanken. Und Ritter Sport hat die Idee für die Einhorn-Schokolade über die Online-Plattform Sortenkreation.de erhalten, wo Kunden ihre Wünsche einreichen. Egal, ob Buch oder Schokolade: Fragt man in die Menge, dann weiss man auch, was man ihr zu geben hat. Einhörner. Ritter Sport produziert gerade nach.

Claudia Schuhmacher

Legal, illegal, Koch-Areal

Der Zürcher Polizeivorsteher Richard Wolff hat das heisse Dossier «Koch-Areal» seinem Stadtratskollegen Daniel Leupi übergeben, weil seine Söhne in der linksautonomen Besetzerszene aktiv sind. Doch auch Leupis Jungmannschaft verkehrt auf dem besetzten Gelände. *Von Alex Baur*



Blüten aller Art: Koch-Areal, Zürich Albisrieden.

Das Telefonat war schnell beendet. «Das ist meine Privatsache», sagte die junge Theaterassistentin spitz und kappte die Verbindung grusslos. Ihr Vater, der Zürcher Stadtrat Daniel Leupi (GP), kommentierte die Recherchen der *Weltwoche* einen Tag später wie folgt: «Es stimmt, meine beiden Kinder waren gelegentlich schon im Koch-Areal.» Sein 17-jähriger Sohn sei dort schon viermal an Partys gewesen, die volljährige Tochter lediglich einmal. Das sei aber in einem Zeitraum gewesen, betont Leupi, bevor er das Dossier der besetzten Liegenschaft übernommen habe.

Ob seine Jungmannschaft weiter in der Besetzerszene verkehrt oder ob Leupi ein väterliches Machtwort gesprochen hat, war nicht in Erfahrung zu bringen: «Das betrifft unsere Privatsphäre.» Doch als Linker müsste er eigentlich wissen: Das Politische ist privat, das Private politisch. Und das ist auch in der Zürcher Stadtpolitik spätestens so, seit Polizeivorsteher Richard Wolff (AL) Ende Oktober das heikle Dossier des besetzten Koch-Areals wegen Befangenheit seinem grünen Stadtratskollegen Daniel Leupi übergab. Der Grund: Wolffs mittlerweile erwachsene Söhne mischen seit Jahren in der Besetzerszene aktiv mit. Bei einem Polizeieinsatz müsste Wolff also gegen seinen eigenen Nachwuchs vorgehen. Könnte Leupi dasselbe blühen?

Anders als Wolffs Nachwuchs sind die jungen Leupis kaum dem harten Kern der Besetzerszene zuzurechnen, sie sind eher Partygänger. Dies bestätigten Insider gegenüber der *Weltwoche*. Die Konstellation ist trotzdem brisant. Das erkannte offenbar auch Leupi, der betont, seine Stadtratskollegen darüber informiert zu haben. Die familiäre Nähe der rot-grünen Regierung zur linksautonomen Szene steht sinnbildlich für einen politischen Kantengang. Selbst wenn man Besetzungen als Teil der Stadtkultur sieht, sind die Gesetzesverstöße notorisch. Das erscheint umso stossender, wenn sich Angehörige von Stadträten im rechtsbiegsamen Raum herumtreiben.

Willkür im rechtsbiegsamen Raum

Gesetze, die beim Normalbürger gnadenlos durchgesetzt werden, gelten für Linksaktivisten nicht. Gerade im besetzten Koch-Areal treibt die Illegalität Blüten aller Art:

– Monatelang klagten Anwohner erfolglos über laute Mega-Partys und dröhnende Punk-Konzerte; statt wie üblich die Missetäter polizeilich zur Ordnung zu rufen und allenfalls zu büssen, bot die Stadt den Lärmgeplagten den Umzug in eine ruhigere Gegend an.

– Die Veranstalter der Partys geschäftlich nicht nur abgaben- und steuerfrei, sie foutingieren sich auch um Betriebsbewilligungen und die stren-

gen Auflagen des Brandschutzes, der baulichen Sicherheit und der Lebensmittelhygiene, unter denen normale Veranstalter oft ächzen.

– Das Fass zum Überlaufen brachten die riesigen Cannabisplantagen, die auf dem Koch-Areal blühten und offenkundig nicht bloss den Eigenbedarf der Besetzer deckten.

Das von Polizeivorsteher Wolff gedeckte illegale Treiben löste in seinem Korps Frustrationen aus. «Viele Polizisten fühlten sich versärrt, als sie kleine Hasch- und Lärmsünder verfolgen sollten, während auf dem Koch-Areal ein harter Kern von rund 150 extrem gewaltbereiten Aktivisten mit dem Segen des Chefs die Gesetze verspottete», erklärt ein Stadtpolizist gegenüber der *Weltwoche*. Er schätze die Zahl der illegalen Hanfpflanzen auf «mindestens 500». Im Koch-Areal sei ein schwunghafter Drogenhandel im Gang, meint der Fahnder, «doch wehe, wenn wir eingreifen».

Seit der «Chilli's»-Affäre rumort es ohnehin im Korps. Die willkürliche Bespitzelung und schikanöse Demütigung von Sittenpolizisten durch eigene Kollegen hat bleibende Wunden hinterlassen. Richard Wolff ist zwar nicht direkt verantwortlich für die paranoide Kampagne gegen das eigene Corps – die Aktion wurde noch unter seinem Vorgänger Leupi aufgegleist –, doch er hat auch nichts unternommen, um die zu Unrecht in Verruf gebrachten Beamten zu rehabilitieren.

Wolffs Laisser-faire-Politik sorgt selbst im linken Lager seit geraumer Zeit für Stirnrünzeln. Wer über Verkehrslärm klagt und den Rechtsstaat preist, zugleich aber dröhnende Partys und rechtsfreie Räume toleriert, macht sich unglaubwürdig. Als Vertreter der Minipartei Alternative Liste kann Wolff nicht mit bedingungsloser rot-grüner Rückendeckung rechnen. Ironischerweise, so hört man, gilt der rechtsfreisinnige Filippo Leutenegger als sein treuester Verbündeter im Stadtrat.

Dass nicht nur die Söhne von Polizeivorsteher Wolff, sondern auch er selber und seine Frau der Besetzerszene nahestehen, ist in Zürich seit Jahren ein offenes Geheimnis. In den Ausstand trat er aber erst, als die Szene aus dem Ruder lief. Leupis vordringlichste Aufgaben sind nun neben dem Lärmproblem der Brandschutz sowie bauliche Absicherungen auf einem Areal, das nicht für Massenaufläufe konzipiert wurde. Spätestens wenn es mal brennt oder ein baufälliger Balkon einstürzt, wird jemand die Verantwortung für das illegale Treiben übernehmen müssen. ○

STARS

in the
HALL

GRAND OPENING WITH

GÖLÄ



BLIGG

YOKKO DAMIAN LYNN SHEM THOMAS
MENG TIAN ALLEN FINCH

SAMSUNG HALL

Freitag, 27. Januar 2017 - 19.30 Uhr



www.samsunghall.ch



Apostel der Einfalt

Der linke Autor Jonas Lüscher schulmeister den grünen Schriftsteller Peter Stamm, weil dieser etwas Kritisches über den Szenen-Heiligen Lukas Bärfuss gesagt hat. Einpeitscher Lüscher bemäkelt, dass Kollege Stamm aus der Reihe tanzte. Wie klein ist eigentlich die Welt unserer Schweizer Dichter? *Von Philipp Gut*

Und schon haben wir einen kleinen Schweizer Literaturstreit! Debütant Jonas Lüscher («Frühling der Barbaren») griff kürzlich in einer Rede den erfolgreichen Kollegen Peter Stamm («Agnes», «Blitzeis», «Ungefähre Landschaft», «Seerücken», «Weit über das Land» et cetera) an, worauf dieser replizierte. Rasch zog die Debatte Kreise, weitere Autoren wie der Mundartdichter Pedro Lenz schalteten sich ein. Vordergründig geht es um die Frage, ob und wie sich Schriftsteller politisch engagieren sollen. Subkutan werden aber noch ganz andere Botschaften vermittelt. Das böse Wort des «Verrats» macht die Runde.

Doch der Reihe nach. Lüschers Kollegenschelte ist die späte Antwort auf eine Rede, die Stamm am selben Ort – beim Festival «Zürich liest» – vor einem Jahr gehalten hat. «Mein Kerngeschäft besteht aus Nichtstun», sagte Stamm damals. Im Gestus selbstironischer Bescheidenheit strich er die «Bedeutungslosigkeit» der Literatur heraus. Diese habe «keinen Zweck, keine Funktion im Räderwerk der Welt». Manche Autoren entwickelten deshalb Strategien des Aufplusterns, etwa indem sie sich als moralische Instanzen inszenierten und eine politische Meinung kundtaten. «Aber Hand aufs Herz: Wann haben Sie zum letzten Mal einen wirklich erhellenden politischen Essay von einem Schriftsteller oder einer Schriftstellerin gelesen?», fragte Stamm ketzerisch.

Bärfuss' Anwalt

Solche Sätze hätten ihn «aufgebracht» und «echauffiert», sagt Lüscher nun. Dies auch deswegen, weil er eine heimliche «Massregelung» von Lukas Bärfuss auszumachen glaubte. Dieser wiederum hatte wenige Tage vor Stamms Zürcher Rede vergangenen Herbst in der FAZ geschrieben, die Schweiz sei «des Wahnsinns». Der Text, als «Warnruf» gekennzeichnet, entwarf das düstere Bild eines Lands in kollektiver Psychose, das angststarr einem «Extremisten» wie Christoph Blocher folge und dem «am Ende einer langen Nacht ein böses Erwachen» drohe. Es sei denn, man rege sich und trotze den «Monstern».

Lüscher macht sich also zum Anwalt von Bärfuss und dessen politisierender Brachialrhetorik. Man könnte seine Fehde mit Stamm leicht amüsiert als Revierkampf abtun, aber es steht doch mehr dahinter. Auch wenn die Debatte im Gewand der Polemik stattfindet, was durchaus seinen Unterhaltungswert hat: sie dreht sich um Grundsätzliches, nämlich um



Intoleranz der Toleranten: Autor Lüscher, 40.

das Selbstverständnis der Beteiligten als Schriftsteller. Im Zentrum steht die Frage der Wirkung von Literatur auf die Gesellschaft. Autoren wie Bärfuss oder Lüscher sehen sich in der Tradition einer «engagierten Literatur». Sie wollen unmittelbar Einfluss nehmen auf politische Debatten, sie raten der Nation, was sie tun und lassen soll. Etwa wenn Bärfuss vor einem «Durchmarsch der Rechten» warnt.

Peter Stamm hingegen spricht der Literatur, wenn schon, eine indirekte Wirkung auf die Gesellschaft zu. Das Problem der gegenwärtigen Literatur sei «nicht das fehlende politische En-

«Ein <kritischer Autor> ist nicht einer, der die Welt kritisiert, sondern einer, der sich selbst be- und hinterfragt.»

gagement der Autoren». Es sei vielmehr «die Tatsache, dass die erfolgreichsten Autoren oft jene sind, die sich mehr um ihre Position in der Öffentlichkeit zu kümmern scheinen als um ihr literarisches Werk». Viele arbeiteten sich an aktuellen Themen ab, «um im Zeitgeist zu sein». Stamm hält dagegen: «Ein <kritischer Autor> ist nicht einer, der die Welt kritisiert, sondern einer, der sich selbst be- und hinterfragt – und dadurch die Leser und die Gesellschaft. Denn nur das ist wirklich politische Literatur.»

Für Jonas Lüscher war das offensichtlich zu viel: Es lasse sich «in einem grossen Teil der Bevölkerung eine Sehnsucht nach Reinheit ausmachen. Nach klaren und möglichst engen Grenzen [...]. Schon allein deswegen können wir Intellektuelle es uns nicht leisten, uns die Finger nicht schmutzig zu machen.» Dabei wäre es «hilfreich», so Lüscher, «wenn denjenigen, die sich aus dem Fenster lehnen, nicht noch aus den eigenen Reihen eine Profilneurose attestiert oder ihnen vorgeworfen wird, sie verletzen die Reinheit der Kunst».

Wohlige Szenennest

Die Ansage ist unmissverständlich: Lüscher fordert kritische Kollegen wie Stamm zum Schweigen auf. Das wohlige Szenennest will man sich nicht beschmutzen lassen. Das ist natürlich nicht ohne unfreiwillige Ironie: Ausgerechnet der Apostel der Vielfalt und der offenen Grenzen ruft selbst dazu auf, die Reihen zu schliessen.

Zum Vorschein kommt eine erstaunliche Intoleranz der Toleranten. Dabei ist Peter Stamm nicht einmal ein böser Rechter. Er ist aktives Mitglied der Grünen Partei und findet etwa, es dürfe nicht sein, «dass wir versuchen, das Geschrei der SVP-Plakate mit noch lauterem Geschrei zu übertönen».

Lüscher's doktrinärer Appell zur Einheit und zum politischen Kampf gegen alles, was seiner eigenen linken Weltanschauung widerspricht, ist das eine – Allüren eines Blockwarts. Das andere ist eine merkwürdige Geschichtsblindheit, das Thema «Schriftsteller und Politik» ist ein altes. Als Seher, Propheten, Seismografen, aber auch als ergebene Diener und Sprachrohre ihrer Herren galten die Dichter seit Urzeiten. Auf dem Höhepunkt der deutschen Klassik – und der deutschen Literatur überhaupt – hielt Goethe den Oberlehrern seiner Zeit entgegen, ein Buch müsse keinen «didaktischen Zweck» haben: «Die wahre Darstellung aber hat keinen [Zweck]. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie.»

Da ist sie wieder, Stamms Zwecklosigkeit der Literatur. Das Gegenbild politisch entflammter Autoren verkörpert beispielsweise der Revolutionssänger Georg Herwegh, den Heinrich Heine die «eiserne Lerche» nannte. Mit ihrer Vorbildfunktion ist es so eine Sache: Bedeutende Dichter von Bertolt Brecht bis Wladimir Majakowski, von Pablo Neruda bis Tristan Tzara und Louis Aragon irrten spektakulär und huldigten einem Massenmörder wie Stalin. Andere, wie Gottfried Benn, Céline oder Ernst Jünger, liebäugelten mit dem Faschismus. Heinrich und Thomas Mann führten im Ersten Weltkrieg einen exemplarischen Disput über das Verhältnis von Ästhetik und Politik. In den «Betrachtungen eines Unpolitischen» verteidigte der jüngere der Mann-Brüder, Thomas, die traditionell unpolitische Sphäre deutscher Literatur und Kultur gegen den Einbruch tagesaktueller Politik – wobei er selbst tief in die Politik hinabstieg.

Gerade am Beispiel Thomas Manns, der erklärtermassen als unpolitischer Autor auf den Plan trat und dann doch, gedrängt durch die dramatischen Umstände der Weltkriegsepoche, zu einem brillanten politischen Redner und Essayisten wurde, lässt sich das Kernproblem illustrieren. Im Kampf gegen Hitler wuchs Mann über sich selbst hinaus. Was er zu einer Anpassung der Sozialversicherung in der Weimarer Republik meinte, interessierte weniger. In Romanen wie «Der Zauberberg» oder «Doktor Faustus» konnte er Zentralfragen der Zeit erörtern, ohne platt einem politischen oder gar parteipolitischen Programm zu folgen. Die Literatur mit ihrer Vielfalt an Stimmen und Stilmitteln ist reicher und tiefgründiger als jedes Pamphlet – wobei auch ein solches durchaus literarische Qualitäten entwickeln kann. Gegen die saftige Polemik zwischen Heinrich Heine und Ludwig Börne beispielsweise sind die Zankworte von Lüscher und Stamm ein laues Herbstlüftchen.

Ich erinnere mich an eine Bemerkung meines Doktorvaters Peter von Matt, der einmal sinnig gemäss sagte, Schriftsteller seien von

Haus aus nicht besonders qualifiziert, politische Aussagen zu machen. Das ist zweifellos richtig, und das muss auch der Massstab sein: Natürlich können sie sich als Bürger politisch äussern und betätigen wie jeder Metzger oder Journalist auch. Aber ihre Statements haben nicht per se ein Gütesiegel eingepreist.

Jonas Lüscher liefert selbst das beste Beispiel: Wenn er etwa im *Tages-Anzeiger* über die «Herausforderung Sozialwerke» schreibt, liegt er millimetergenau auf der Linie der Linken und der Gewerkschaften, und es klingt auch nicht anders («Stimmungsmache gegen den Missbrauch», «Rechtsanspruch

«Die wahre Darstellung aber hat keinen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht.» Goethe

auf Hilfe», «konservatives Menschenbild»). Ein Mehrwert stellt sich da nicht ein. Ähnlich wie bei der immergleichen Anti-SVP-Platte: Man hört die Kollektivmeinung eines Milieus rauschen. Der Erkenntnisgewinn tendiert gegen null.

Banalität des Gutgemeinten

Doch es gibt auch das andere: originelle Reden, flammende Plädoyers oder manchmal auch nur einzelne Sätze, die sich ins Gedächtnis einwählen. «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kamen Menschen»: Der Satz von Max Frisch ist zum geflügelten Wort für eine ganze Epoche der Migrationspolitik geworden. Oder wer hat je Dürrenmatts dialektischen Spass vergessen, dass wir Schweizer Gefangene, frei und Wärter in einem seien? Nicht zu reden vom bis heute nachhallenden «J'accuse» eines Emile Zola, mit dem sich dieser gegen die antisemitisch motivierte Verurteilung des jüdischen Offiziers Alfred Dreyfus wandte – mit dem Mut zum Risiko, selbst zur Persona non grata zu werden.

Noch interessanter, aber auch anspruchsvoller wird es, wenn man die grossen Romane auf ihren politischen Gehalt abklopft. Selbst Thomas Manns vierbändiges Bibelesos «Joseph und seine Brüder» lässt sich als ferner Spiegel der Zeit lesen, in der er entstanden ist, und in Theodor Fontanes «Stechlin» oder in Gottfried Kellers «Martin Salander» erfährt man viel über die Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs und die Wirren der jungen Eidgenossenschaft. Wo die Verfasser persönlich stehen, spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Sie überzeugen durch die Sensibilität ihrer Wahrnehmung, ihre Beobachtungsgabe, ihre Imaginations- und Sprachkraft. Wer aber als Autor den Kopf durch die ästhetische Tapete steckt und eins zu eins politisch wird, tut das auf die Gefahr hin, der Banalität des Guten oder auch nur des Gutgemeinten zu erliegen. Und das ist keine Kunst. ○

Politik

Bankenknacken

Hillary Clinton ist keine Freundin der Schweizer Finanzindustrie.

Vor achtzehn Jahren gastierte Hillary Clinton als First Lady am Davoser Weltwirtschaftsforum. Sie nutzte die Gelegenheit für eine kleine Tour de Suisse. In St. Gallen und Zürich flogen ihr die Herzen zu, in Luzern verbreitete sie im örtlichen Kinderparlament Partystimmung.

Hillary, die Schweizversteherin? So kann man das nicht sagen. Zwei Jahre zuvor, als der Konflikt um nachrichtenlose Vermögen entflammt war, hatte die First Lady der Schweiz ihr eisernes Herz gezeigt. Die Tenöre des Jüdischen Weltkongresses waren entschlossen, den Finanzplatz Schweiz in die Knie zu zwingen. Im April 1996 veranstaltete Edgar Bronfman, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, in seinem New Yorker Apartement ein Fundraising-Dinner für die Demokratische Partei. Als Gastrednerin angesagt war die First Lady. Das traf sich gut, denn Bronfman, ein spendabler Gönner der Administration Clinton, wollte den amtierenden Präsidenten für seinen Feldzug gegen die Schweizer Banken gewinnen.

Was an jenem Abend geschah, schilderte später der damalige Schweizer Botschafter in den Vereinigten Staaten, Carlo Jagmetti. Hillary Clinton habe Bronfman gefragt: «Glauben Sie, dass wir die Schweizer Banken knacken können?» Worauf dieser geantwortet habe: «Mit Hilfe Ihres Mannes, ja.» Bereits tags darauf fand in Washington eine Unterredung zwischen Bill Clinton und Bronfman statt. Als First Lady half Hillary Clinton mit, das schweizerische Bankgeheimnis aufzuweichen. Im Zuge der Finanzmarktkrise, die rund zehn Jahre später die Welt destabilisierte, amtierte sie als Aussenministerin. Dass sie damals ein Herz für die Schweiz gezeigt hätte, ist nicht bekannt. Gesichert ist aber, dass Uncle Sam erneut die Muskeln spielen liess: Schweizer Banken sollten für frühere Geschäftspraktiken sühnen. Die einseitige Übermittlung von Daten, Namen und Bussen sollte nach Washingtoner Spielregeln erfolgen. Diese ultimative Ansage führte 2013 zu einem unwürdigen Gezerre um die von Bundesrätin Widmer-Schlumpf zusammengeschusterte «Lex USA». Die eidgenössischen Räte versenkten das Notgesetz. Damit wurde sinnig gemäss die Botschaft nach Washington übermittelt: Wer Macht vor Recht setzt, ist kein guter Freund. René Zeller

Eiskaltes Blut

Aus dem Hinterhalt schießt in Pfäffikon ZH ein 19-jähriger Lehrling seinem Vater eine Kugel in den Kopf. Die Psychiater finden keine Hinweise auf Geisteskrankheit beim Burschen, der vor Gericht von einer verkorkten Vaterbeziehung erzählt. Taugt das wirklich als Erklärung? *Von Alessandro Massaro*

Stephan L. meldet sich in jener Nacht selber bei der Polizei: «Ich habe meinen Vater getötet.» Wir schreiben den 31. März 2015. Beim lokalen Polizeiposten in Pfäffikon hatte sich der 19-Jährige stellen wollen. Doch ausserhalb der Bürozeiten arbeitet dort niemand. Vor dem Posten verhaften Polizisten den Burschen. In seinem Rucksack findet sich eine Pistole. In einer nahen Wohnung stossen sie auf die Leiche eines 67-Jährigen. Dort hatten sie zusammen gehaust – Vater und Sohn, Täter und Opfer.

Während die Spurensicherung ihre Arbeit aufnimmt, sitzt Stephan L. auf dem Boden. «Ruhig und gefasst» erzählt er einem Polizisten, dass es ihm in letzter Zeit gesundheitlich nicht gutgegangen sei. Darüber habe er mit seinem Vater sprechen wollen. Der Bursche erzählt auch von seiner Angst, den Lehrabschluss nicht zu schaffen. Der Vater habe ihn nur ausgelacht und gesagt, er sei ein Nichtsnutz, so erbärmlich wie seine Mutter.

Nach dem Disput, erzählt Stephan L. weiter, sei der Vater ins Wohnzimmer gegangen und habe sich vor den Fernseher gesetzt. Wutentbrannt habe er Vaters Pistole aus dessen Schlafzimmer geholt und eine Decke um die Waffe gewickelt. Von hinten habe er dem nichtsahnenden betagten Mann in den Kopf geschossen. Einfach so abgedrückt. Erst jetzt verliert Stephan L. die Fassung, fängt an zu weinen.

Keine nette Familie

Der Vatermord ist ein klassisches Motiv, allerdings eher im Theater. Ödipus tötete seinen Vater, ohne ihn zu kennen, und heiratete seine Mutter, ohne es zu wissen. Sigmund Freud leitete daraus seine Theorie über die Entwicklung Heranwachsender ab: Der Sohn orientiert und misst sich am übermächtigen Vater, den er schlussendlich überwindet, um selber erwachsen zu werden – symbolisch im realen Leben, eher nicht mit Messer und Pistole.

Nun erfahren wir vor Gericht wenig Gutes über diese Familie. 1990 lernte Balts in Moskau Elena kennen. Ein Jahr später heirateten die beiden, und sie zieht zu ihm in die Schweiz. 1995 kommt Stephan auf die Welt. Bis zu seinem neunten Lebensjahr wächst er in einem Einfamilienhaus auf. Dann trennen sich die Eltern.

Mutter und Vater hätten sich nie verstanden, erzählte Stephan L. letzte Woche vor dem Bezirksgericht Pfäffikon. Eine Trophäe aus dem Ausland sei sie für den Vater gewesen, sein Hausmädchen. Es habe zwar viel Streit gegeben, doch im Grunde habe die Mutter alles

still ertragen. Sie war sehr aktiv in der russischen Community, die Schweiz blieb ihr immer fremd. Drei- bis viermal im Jahr sei er mit der Mutter in ihre Heimat gereist. Nach der Trennung sei sie zusehends dem Alkohol verfallen.

Es gab Zeiten, da setzten seine Eltern grosse Hoffnungen in Stephan. Mit zehn Jahren bekam er dank der Swiss Olympic Talent Card Förderbeiträge. 2008 war er der beste Schweizer Schwimmer seines Jahrgangs. Fast täglich trainierte er und ergatterte einen der begehrten Plätze an der Kunst- und Sportschule.

Welch ein Kontrast, wenn der Halbwüchsige nach Hause kam und seine Mutter im Alkoholdelirium vorfand. Er versuchte, die Schnapsflaschen vor ihr zu verstecken, schämte sich für sie. Häufig gab es kein Essen im Haus, weil die Mutter alles Geld für den Alkohol ausgegeben hatte. Er habe deshalb im Coop, so erzählt er, notgedrungen Lebensmittel gestohlen. Der Vater habe sich kaum um ihn gekümmert.

Kurz nach Stephans 13. Geburtstag stirbt die Mutter infolge «allgemeinen Organversagens» – offensichtlich eine Folge massiven Alkoholmissbrauchs. An diesem Tag sei der Vater in sein Zimmer gekommen, erzählt Stephan, er habe ihn hämisch angegrinst und gesagt: «So, jetzt ist die Mutter tot.» Der Bursche zog darauf zu seinem Vater. Hinter der properen Fassade herrschte gemäss Stephan L. Kälte: «Pro Tag wechselten wir vielleicht zehn Sätze miteinander.» Ausser Kochen habe er alles erledigt, was in der Wohnung an Arbeit anfiel. Ein Wort des Dankes habe er von seinem Vater nie gehört. Dieser habe immer etwas zu nörgeln gehabt.

Das sind die Aussagen eines jungen Mannes, der seinen Vater erschossen hat. Es ist die Version eines Täters, der um Verständnis ringt. Das Opfer, das ist das Fatale an diesem Prozess, kann sich nicht mehr verteidigen. Immerhin gibt es langjährige Arbeitskollegen, die erzählen, wie Balts L. stolz auf Stephan gewesen sei, als dieser im Sport brillierte. Und wie er bis zu seinem letzten Tag alles Mögliche unternommen habe, um seinem Sohn zu helfen.

Fakt ist, dass Stephan L. als Teenager zusehends wegen Konzentrationsschwäche und fehlender Disziplin auffällt. Die Jugendpsychiatrie nimmt sich seiner an. Dort wird zwar nie über Spannungen zu Hause gesprochen, höchstens von Gewaltfantasien, die aber nie über Faustschläge hinausgehen. Seine bis heute einzige Liebesaffäre hatte Stephan L. im Alter von 14 Jahren, und sie ging schlecht aus: Die Freundin soll ihn betrogen haben.

Mit 16 Jahren fliegt Stephan von der Elite-Sportschule. Ein Jahr später beginnt er eine Lehre als Velomechaniker. «Für meinen Vater war das nie gut genug», versichert er. Konnte es der Akademiker, NZZ-Journalist und PR-Berater nicht verwinden, dass sein Sohn keine standesgemässe Karriere absolvierte? Oder war es Stephan L. selber, der sich in der Rolle des Versagers sah? Vor allem die Berufsschule bereitete ihm Mühe, doch auch sein Arbeitgeber stellte ihm kein gutes Zeugnis aus.

Die Freunde von Balts L., unter ihnen Nadja Schildknecht, Direktorin des Zürcher Filmfestivals, wissen nur Positives über ihn zu berichten. Sie beschreiben den Mann als «zuverlässig, intelligent, fleissig, aber zurückhaltend». Über sich selber und die Familie habe er zwar kaum geredet. Für die Probleme von anderen habe er aber immer ein offenes Ohr gehabt.



Als er zur Pistole griff, war Stephan L. volljährig.

Auf der anderen Seite gibt es eine Zeugin der Verteidigung, die Stephan seit acht Jahren als Schulkollegen ihres Sohnes kennt. Er war häufig bei ihr zu Besuch. Sie schildert ihn als «Sonnenschein, hilfsbereit, lebensfreudig und unbeschwert». Stephan habe aber immer geblockt, wenn sie ihn auf die Familie angesprochen habe. Für sie sei klar, dass der Vater «zwei Gesichter hatte». Draussen sei er der professionelle Geschäftsmann gewesen, der sich in teure Anzüge kleidete. Zu Hause habe das Chaos geherrscht.

Doch keiner der Zeugen kann aus eigener Erfahrung berichten, was hinter den vier Wänden der Familie L. wirklich vorging. Die Polizei fand in der Wohnung ein Chaos vor: Spinnennetze an den Wänden, eine defekte Spüle, fettüberzogene Küchenablagen, Schimmel im Kühlschrank, ein Zimmer, vollgestopft mit den halbvergammelten Hinterlassenschaften der Mutter. Nur die Krawatten von Balts L. lagen fein gebügelt im Schrank. Doch so sieht es in manch einer Junggesellen-WG aus.

Ohnmächtiger Vater eines Teenagers

Mit 16 entdeckt Stephan L. das Kiffen. Den Sport lässt er bald hinter sich. Der Lehrmeister lobt ihn zwar für die praktische Arbeit, klagt aber über die ungenügenden schulischen Leis-

tungen. Mehrere hundert Mails zeugen davon, wie Balts L. versuchte, über diverse Kanäle Hilfe für seinen Sohn zu organisieren. Davon habe er aber nie etwas erfahren, behauptet Stephan später vor Gericht.

Ende März steht Stephan L. vor der Lehrabschlussprüfung. Er hat Angst zu versagen, und das mit gutem Grund. Doch statt sich einen Ruck zu geben, dröhnt er sich mit Cannabis zu, bleibt an jenem Morgen im Bett liegen. Wegen angeblicher Magenschmerzen meldet er sich bei der Arbeit ab, per SMS. Das ist in den letzten Wochen schon mehrmals passiert.

Gegen neun Uhr stürmt sein Vater aufgebracht ins Zimmer. Mit einem Satz Ohr-

Schon zwei Tage vor der Tat hat Stephan L. sich im Internet kundig gemacht über Schalldämpfer.

feigen, so sagt Stephan L., habe er ihn aufgeweckt und beschimpft. Wenn er krank sei, dann müsse er zum Arzt gehen, habe der Vater ihn gerüffelt. Der Chef habe ihm eine Mail geschrieben, dass es mit Stephan so nicht weitergehe. Der bekiffte Bursche bleibt einfach liegen.

Doch der Vater lässt nicht locker. Gegen 14 Uhr chauffiert er seinen Sohn zum Arzt. Der

Mediziner weiss auch nicht recht weiter, führt das Bauchweh auf Stress und psychischen Druck zurück. Er rät Stephan, mit dem Vater über seine Ängste zu reden. Per Mail ermuntert er auch diesen, mit seinem Sohn zu sprechen. Zurück in der Wohnung, zögert Stephan. Gemäss seinen Angaben hat ihn der Vater nur ausgelacht, als er ihm gegenüber sein Herz öffnen wollte: Er sei doch genauso erbärmlich und zu nichts zu gebrauchen wie seine Mutter. Von da an seien die Wut und der Hass übermächtig geworden.

Eine Tat im Affekt also? Es wäre eine tröstliche Erklärung, man möchte dem jungen Mann gerne glauben. Nur gibt es da eine irritierende Vorgeschichte, die gegen einen Kurzschluss spricht. Schon zwei Tage vor der Tat hat Stephan L. sich im Internet kundig gemacht über einen Schalldämpfer für die Pistole seines Vaters. Er habe sich das Leben nehmen wollen, erklärte er später den Ermittlern. Doch wozu, um Himmels willen, braucht ein Selbstmörder einen Schalldämpfer?

Selbstmord mit Schalldämpfer?

Immerhin hatte Stephan L. auch Freunde – und eine Familie, die bereit gewesen wäre, ihn aufzunehmen. Als er zur Pistole griff, war er volljährig. Er hätte doch ausziehen können. Die Kaltblütigkeit, mit der er die Waffe holt und lädt, sie einwickelt und den ahnungslosen Vater schliesslich mit einem gezielten Schuss tötet, hat etwas Gespenstisches. Eine Tat im Affekt stellt man sich jedenfalls anders vor.

Nach der Tat hebt Stephan L. mit der Kreditkarte des Vaters gut 5000 Franken ab, die er einem Freund in den Briefkasten wirft, zusammen mit einem Abschiedsbrief. Danach läuft er Richtung Wald, um sich das Leben zu nehmen. Dann überlegt er es sich doch anders, zieht einen Freund ins Vertrauen. Dieser überredet ihn, sich bei der Polizei zu stellen.

Gemäss dem psychiatrischen Gutachten ist bei Stephan L. keinerlei psychische Erkrankung festzustellen. In den Augen des Staatsanwaltes haben wir es mit einem heimtückischen und skrupellosen Mord zu tun: Aus dem Hinterhalt erschiesset ein bekiffter Lehrling seinen ahnungslosen Vater, weil er ihn beim «Krankfeiern» störte. Verteidiger Valentin Landmann zeichnete vor Gericht dagegen das Bild eines Burschen, der nach jahrelangen Demütigungen unter dem Druck aufgetauter Frustrationen jede Kontrolle verliert. Im Hauptpunkt plädierte er auf den etwas mildereren Tatbestand der vorsätzlichen Tötung.

Das Bezirksgericht Pfäffikon urteilte noch milder: fünf Jahre Gefängnis wegen Totschlags. Die brennendste Frage blieb derweil unbeantwortet: Warum ist Stephan L. nicht einfach von zu Hause ausgezogen? Seine Antwort hilft nicht wirklich weiter: «Wer hätte sich um meinen Vater gekümmert, wenn ich weggegangen wäre?»



Viel Geld für wenig

Die Schweizer Hochschulen bangen um den Anschluss an die EU-Forschungsprogramme. Dabei zeigt sich, dass Millionen von Franken für nutzlose Projekte ausgegeben worden sind. Der Bund zahlt, ohne die Projekte auf ihren Erfolg zu prüfen. *Von Peter Keller*

Die Straffaktion kam postwendend. Nach dem Ja der Schweizer Bevölkerung zur Begrenzung der Masseneinwanderung im Februar 2014 stufte die EU die Forschungszusammenarbeit («Horizon 2020») mit der Schweiz zurück. Ohne Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien, so die Haltung Brüssels, drohe der gänzliche Ausschluss. Seither machen die Schweizer Hochschulen Druck auf die Politik und den zuständigen Bundesrat Johann Schneider-Ammann. Dieser hofft auf eine EU-kompatible Umsetzung der Zuwanderungsinitiative in der kommenden Wintersession und damit auf eine Fortsetzung von «Horizon 2020» mit Schweizer Beteiligung.

Ein Blick in die konkreten Forschungsprojekte zeigt jedoch, dass die zentralistisch organisierte Förderungsmechanik der EU nur bedingt zu erfolgreichen Resultaten führt. So auch bei dem von 2014 bis 2020 laufenden Programm Active and Assisted Living (AAL) mit einem Gesamtbudget von 700 Millionen Euro. Was dabei erstaunt: Obwohl der Schweizer Forschung angeblich Diskriminierung und Herabstufung durch Brüssel drohen, war die Schweiz gut genug, der EU Ende September in St. Gallen als Gastgeberin die grosse, mehrtägige AAL-Jahreskonferenz auszurichten. Bei

AAL geht es um die Entwicklung von Technologien, welche die Selbständigkeit von älteren Leuten im Alltag sicherstellen sollen, um so die Kosten des demografischen Wandels besser abfedern zu können.

Ziele und Vorgaben sind ehrgeizig: Das 2008 gestartete Forschungsprogramm für Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) will entsprechende Impulse in der Wirtschaft auslösen. Diese Stossrichtung unterstreicht auch das bei Bundesrat Johann Schneider-Ammann angesiedelte Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI). Dessen Homepage ist zu entnehmen: «Ein wichtiges Merkmal von AAL-Projekten ist ihre Nähe zum Markt: Bereits zwei bis drei Jahre nach Projektende soll ein fertiges Produkt oder eine Dienstleistung zur Verfügung stehen.»

Eine mit den ICT-Forschungsprogrammen der EU vertraute Forscherin hat ihre Zweifel: «Bei den AAL-Projekten, die vom SBFI zwischen 2009 und 2015 gefördert wurden, im



Dürrtiges Ergebnis: 2PCS-Armbanduhr.

Schnitt mit rund 340 000 Franken, scheint die Marktreife eine Ausnahme zu sein.» Kaum ein Produkt oder eine Dienstleistung werde heute von Senioren genützt. «Viele der Projekte wirken technologieverliebt und kommunizieren den Kundennutzen schlecht.» Gleichwohl schreibt das Staatssekretariat in einer Broschüre zum Programm Active and Assisted Living: «Nicht zuletzt der Erfolg des AAL-Programms in der Schweiz macht unser Land führend in der Forschung und Entwicklung im Bereich altersgerechter Technologien.» Bei vielen der vom SBFI finanzierten Projekten verlören sich jedoch die Spuren, sobald die staatliche Finanzierung auslaufe, so die oben erwähnte Expertin.

Homepage für fast 3 Millionen Euro

Beispiel Projekt Osteolink (AAL-Projektkatalog, Seite 48): Ein Teilnehmer und gleichzeitig der Koordinator des Projekts ist die International Osteoporosis Foundation mit Sitz in Nyon. Obwohl es sich bei der Stiftung gemäss

ihrer Homepage um eine Non-Profit-Organisation handelt, wird sie im Projektkatalog als Schweizer KMU ausgegeben. Gemäss der eingangs zitierten Forscherin gibt es keine Hinweise darüber, welche Wirkung dieses 2012 abgeschlossene Projekt in der Schweiz oder anderswo entfaltet hat. Mehr als eine verlassen wirkende Homepage für Osteoporosepatienten sei nicht vorhanden. Darauf finden sich kaum Informationen über die Krankheit. Vielmehr will die Homepage www.osteolink.org ein Forum für Patienten sein, das aber kaum besucht wird: Der letzte Eintrag stammt vom Mai 2016. Insgesamt finden sich nicht mehr als 46 Einträge, die meisten von 2014, wobei unklar ist, ob sie nicht von den Betreibern selbst stammen.

Entwickelt wurde die Homepage zusammen mit weiteren Projektpartnern wie dem US-Biotech-Multi Amgen und der britischen Niederlassung der US-PR-Agentur Hill & Knowlton (die unter anderem in Verruf geriet wegen der sogenannten Brutkastenlüge im Irakkrieg). Ein Innovationsgehalt ist nicht erkennbar. Entsprechend heisst es im Projektkatalog: «The technology used for Osteolink is not novel.» Tatsächlich handelt es sich um eine simple Homepage, die eigentlich nur aus einem mehr oder weniger unbenutzten Forum für Patienten besteht.

Das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation nimmt Stellung zu den offenen Fragen: «Die International Osteoporosis Foundation (IOF) wurde im Projektgesuch von 2010 wohl vom AAL-Trägerverein fälschlicherweise als KMU aufgeführt; Koordinator des Projekts war das Universitätsspital Genf. [...] Den Erfolg der entwickelten Plattform für von Osteoporose betroffene Personen können wir nicht beurteilen. Wir weisen aber darauf hin, dass sich bei AAL positive Effekte nicht ausschliesslich in Form von am Markt erfolgreichen Produkten einstellen, sondern auch in Form positiver sozialer Effekte.» Obwohl das SBFI ausdrücklich auf seiner Homepage den «Erfolg» und die «Marktnähe» des AAL-Programms hervorstreicht, kann es selber nicht Auskunft geben über die konkreten Resultate der Projekte.

Auch bei der Finanzierung von Osteolink ergeben sich Ungereimtheiten. Im AAL-Projekt-

katalog wird ein Gesamtbudget von 2 934 387 Euro angegeben, auf der Projekt-Homepage jedoch lediglich ein Betrag von 1 536 668 Euro, davon 409 808 Euro öffentliche Fördergelder. Auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, antwortet das SBFI: «Die Abweichung zwischen den Budgetzahlen im Projektkatalog des AAL-Vereins und der Projekt-Homepage können wir nicht nachvollziehen, da wir nur Kenntnis über den damaligen Bundesbeitrag an das Unispital Genf haben. Die Abweichung müsste durch den AAL-Verein abgeklärt werden.»

Internetauftritt sei «gerade im Aufbau»

Das Muster wiederholt sich bei jedem der konkret nachgefragten AAL-Projekte: So verliert sich beim 2012 abgeschlossenen Projekt Trainutri (drei Schweizer Partner, Gesamtbudget 3 416 850 Euro) jede Spur, sobald die öffentliche Finanzierung ausgelaufen ist. Auch beim Projekt Way FiS, welches Ende 2013 beendet wurde und bei dem seither keine News mehr auf der Website aufgeschaltet werden, ist unklar, was daraus wurde.

Eine eigene Evaluation führt das SBFI nicht durch und verweist für nähere Auskünfte auf den Forschungspartner selbst: «Über die spätere Umsetzung oder weitere Verwendung der Forschungsergebnisse im Rahmen anderer Projekte der Universität Genf kann Ihnen Professor Dimitri Konstantas (Universität Genf) Auskunft geben.» Eine unabhängige Kontrollinstanz sieht anders aus. Das Staatssekretariat bestätigt denn auch, dass die AAL-Länder selbst keine inhaltliche Bewertung durchführen würde. Bei Projektende gebe es eine End-Evaluation, «bei welcher die Fachexperten den Stand der Produktentwicklung und den Plan für die Kommerzialisierung begutachten.» Die gleichen Fachexperten, die die Projekte vergeben, entscheiden am Ende über Erfolg oder Misserfolg ihrer Arbeit.

Das SBFI hält fest, dass bei den seit 2009 abgeschlossenen AAL-Projekten mit Schweizer Beteiligung 10 von 28 Projekten eine gute oder sehr gute Bewertung bekommen hätten – darunter auch das oben erwähnte Way FiS. Weder der AAL-Trägerverein noch das SBFI erfassen indes systematisch, wie viele Firmen (Startups) aus dem Förderprogramm hervorgegangen sind. Das Staatssekretariat verweist in einer eigenen Liste auf das Projekt 2PCS, aus dem das Start-up 2PCS Solutions GmbH entstanden sei. Gemäss www.firmenabc.at ist die Gesellschaft im November 2015 in Österreich gegründet worden. Ein entsprechender Internetauftritt befindet sich, wie eine kurze Recherche zeigt, «gerade im Aufbau».

Das dürftige Ergebnis passt zu den Informationen, die der Projekt-Homepage zu entnehmen sind (www.2pcs.eu). «By integrating different user groups we gained not only obvious knowledge but also discovered implicit knowledge of the users.» Der AAL-Projekt-

katalog zeigt eine überdimensionierte digitale Armbanduhr – eine Art Smartwatch mit einer unüberschaubaren Vielzahl an Funktionen. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 1 615 950 Euro, davon wurden 1 214 445 Euro von der öffentlichen Hand finanziert. Zwei Projektpartner sind aus der Schweiz (Tertianum-Stiftung und Curena AG). Projektende war im Juli 2013. Auf der Homepage finden sich keine Informationen, ob und wie das Projekt kommerzialisieren wurde. Der letzte Eintrag in der News-Sektion datiert von 2013. Auf der Homepage des Schweizer Projektpartners Curena war im März 2013 zu lesen, es sei geplant, das Endprodukt 2014 im europäischen Markt zu lancieren. Davon ist bis heute nichts zu sehen. Gleichwohl wird das Projekt mit «very good progress» ausgewiesen.

Das Fazit der zitierten Expertin ist ernüchternd, Erfolge am Markt oder relevante Firmengründungen seien kaum auszumachen. Trotzdem finanziert das SBFI weiterhin mit viel Geld AAL-Projekte. Gemäss Ausschreibungstext stellt die Eidgenossenschaft 2016 3,8 Millionen Euro für dieses EU-Programm zur Verfügung. Dies ist das mit Abstand grösste Budget aller am AAL-Programm teilnehmenden Länder.

Deutschland ist ausgestiegen

Deutschland, welches das AAL-Forschungsprogramm ursprünglich massgeblich mitentwickelt hatte, macht seit 2014 nicht mehr mit, sondern fördert das Thema nur noch im Rahmen eines nationalen Forschungsprogramms. Auf der Website heisst es bezüglich der bisher unternommenen Anstrengungen im europäischen AAL-Programm vielsagend: «Eine Auswertung der in der Praxis angekommenen Ergebnisse der Forschungsprojekte gibt es bis-

Kaum ein Produkt oder eine Dienstleistung werde heute von Senioren genützt.

lang nicht» (www.aal-deutschland.de). Auch Frankreich beteiligt sich am europäischen AAL-Programm in der laufenden Ausschreibung nicht mehr.

Die Evaluation des ersten AAL-Programms (2008–2013) stützt die Sicht Deutschlands, laut der das äusserst technokratisch wirkende und Hunderte Millionen schwere Programm selbst nach sechs Jahren wenig ökonomische Wirkung gezeigt hat und ältere Menschen in ihrem Alltag von den Resultaten bisher wahrscheinlich kaum profitiert haben: Zwar seien ermutigende Fortschritte erzielt worden, doch müssten sich «weitreichende soziale oder wirtschaftliche Auswirkungen erst noch erweisen». Auch die effektive Einbindung der «User», sprich der Senioren, bleibe «unzureichend». Mit anderen, klareren Worten: Viele öffentliche Fördermillionen für fast nichts. ○

«Horizon 2020»

Grosser Leerlauf

In der EU-Forschung verpufft bis zu fünfzig Prozent des Geldes. Von Alex Reichmuth

«Äusserst umständlich», «sehr aufwendig» – solches sagen Wissenschaftler, wenn man sie nach Erfahrungen mit der EU-Förderung fragt. Auf den ersten Blick scheint an den schlechten Eindrücken, die meist hinter vorgehaltener Hand vorgetragen werden, nicht viel zu dran sein. Das Budget zum EU-Forschungsprogramm «Horizon 2020», das von 2014 bis 2020 läuft und Ausgaben von 80 Milliarden Euro vorsieht, weist «nur» gut 6 Prozent Aufwand für administrative Vorgänge aus.

Nur 14 Prozent erfolgreich

Auf ganz andere Zahlen kommt aber die Europäische Universitätsvereinigung EUA. Laut ihrer Erhebung bei 300 europäischen Hochschulen macht der Aufwand, der Forschern wegen Anträgen für EU-Förderung entsteht, 30 bis 50 Prozent des Geldes aus, das die EU über «Horizon 2020» verteilt. Der Grund für die grosse Differenz zu den offiziellen Zahlen liegt darin, dass die EU den Aufwand für gescheiterte Förderanträge nirgends berücksichtigt. Und der Anteil der gescheiterten Anträge ist enorm: Während die Forscher von 1998 bis 2002 noch in über einem Viertel aller Fälle eine Zusage aus Brüssel bekamen, wenn sie sich um Fördergeld der EU bewarben, sank die Erfolgsquote in der Periode von 2007 bis 2013 auf 19 Prozent. Seit 2014, als «Horizon 2020» startete, sind sogar nur noch 14 Prozent aller Anträge erfolgreich. Ein abgelehnter Antrag bedeutet, dass die Forscher auf ihren Kosten für die Bewerbung sitzenbleiben. Und diese sind enorm. Laut Schätzung der Europäischen Universitätsvereinigung betragen sie im Schnitt um 50 000 Euro pro Antrag.

Gefahr der Abhängigkeit

Als «gewaltiges Thema» bezeichnete Thomas Estermann, einer der Direktoren der EUA, die tiefe Erfolgsrate von Förderanträgen. «Wir können es uns nicht leisten, dass in unserem System Milliarden Euros verlorengehen», sagte er zum britischen Hochschulmagazin *Times Higher Education*. Estermann empfiehlt den europäischen Staaten, ihre nationalen Förderprogramme auszubauen oder zumindest beizubehalten, damit die eigenen Forscher nicht zu sehr von EU-Geld abhängig werden. ○

«Who the Frick lives in Frick?»

Wie es kam, dass Roger Glover, der Bassist der weltberühmten Hardrock-Band Deep Purple, im Aargauischen mit der Folk-Gruppe Sanysaidap musiziert. Von Rico Bandle und Nathan Beck (Foto)

Es ist kurz vor elf Uhr, seit zwei Stunden läuft das Konzert der Folk-Band Sanysaidap, da bittet Geigerin Alice Uehlinger einen Überraschungsgast auf die Bühne: Roger Glover, Bassist von Deep Purple, einer der erfolgreichsten Rockbands der Welt. Ein kleingewachsener Herr mit langen, grauen Haaren unter der Baseballmütze schlängelt sich durch das Publikum und steigt auf das improvisierte Podest im Musikgeschäft A3 Music Park im Industriequartier von Frick.

Bandleader und Ladenbesitzer Vanja Van Rooy drückt Glover eine Bassgitarre in die Hand, die er kurz zuvor noch aus seinem Geschäftsfundus geholt hat. Glover hängt das Instrument um den Hals und schaut fragend in die Runde. Er wirkt, als habe er keine Ahnung, was nun kommen wird. Dann stimmt die Band «Gospel Plow» an, einen traditionellen US-Folksong, den schon Duke Ellington oder Bob Dylan im Repertoire hatten. Glover nimmt sogleich den Takt auf, zupft an den Basssaiten, erst sanft, dann kraftvoll.

Die Blicke sind alle auf ihn gerichtet, doch Glover hält sich auf der kleinen Bühne eher im Hintergrund. «Gospel Plow» ist ein langsamer, melancholischer Song, den Sanysaidap mit einem Akkordeon- und einem Trompetensolo angereichert hat. Die etwas über 200 Besucher, mehrheitlich Freunde des Hauses, hatten von Glovers Gastauftritt nichts gewusst, man wollte kein Aufheben davon machen. Umso grösser ist jetzt die Freude.

Der kurze Bühnenauftritt Glovers ist ein Freundschaftsdienst des Weltstars für eine Band, die einen bedeutenden Platz in seinem Leben eingenommen hat. Seit einigen Jahren wohnt der Musiker mit seiner jungen Schweizer Frau in Frick, wann immer möglich geht er an Freitagabenden in den A3 Music Park zur Probe. Bis in die frühen Morgenstunden spielt er jeweils mit, improvisiert, albert herum. «Dieser Ort hier ist nicht nur ein Laden, das ist ein Klub, ein Lebens-

gefühl», schwärmt er vor dem Konzert, das gleichzeitig die Taufe der neuen Sanysaidap-CD «Travarica» ist. Vanja Van Rooy hat das Geschäft und die Instrumentenwerkstatt für das Fest leergeräumt, eine Bühne und eine Bar installiert, draussen einen Grill aufgestellt.

Sanysaidap spielt eine Mischung aus Irish Folk, Südstaatenmusik, Country sowie Rockabilly und reichert dies mit Jazzelementen an. Daraus entsteht ein stimmungsvoll-heiterer

Mit dem Hardrock von Deep Purple hat dies nur auf den ersten Blick wenig gemein.

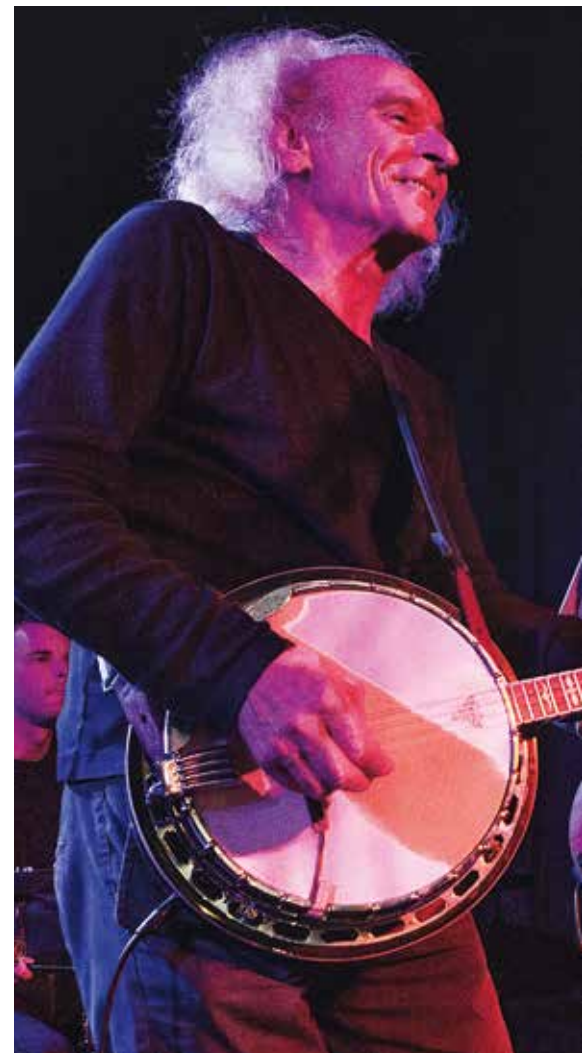
«Folk 'n' Roll», wie es die Band nennt. Mit dem Hardrock von Deep Purple hat dies auf den ersten Blick wenig gemein. Roger Glover widerspricht. «In dieser Art der Musik liegt mein Ursprung. Ich komme vom Skiffle, das ist ganz ähnlich wie das, was wir hier machen.»

Die Töchter schlafen im Büro

Glover stand schon eine Stunde vor Konzertbeginn an der Bar, sprach mit den Leuten, immer mit einem sanften Lächeln auf den Lippen. Seine zwei Töchter sind auch dabei, fünf und sieben Jahre alt. «Meine Frau ist dieses Wochenende weg, ich schaue deshalb allein auf die beiden», sagt er. In Van Rooy's Büro, einer Glasbox in einer Ecke der Halle, hat Glover für die Kinder eine Schlafgelegenheit eingerichtet. Der Rocker, mittlerweile siebzig



150 Millionen Tonträger: Glover (links) mit Deep Purple, 1972.



Ein Topf für die Kollekte macht die Runde:

Jahre alt, ist als Vater die Ruhe selbst, bringt die beiden Mädchen während des Konzerts liebevoll zum Einschlafen.

Der berühmte Bassist ist hier ein Besucher wie jeder andere auch: Kennte man ihn nicht, deutete nichts darauf hin, dass er noch vor wenigen Wochen auf Welttournee in Stadien vor Zehntausenden von Leuten aufgetreten ist, dass er schon 150 Millionen Tonträger verkauft hat, dass er in der Hall of Fame des Rock and Roll in New York einen prominenten Platz innehat. Hier fällt er weder auf, noch wird er von Leuten belagert. Er sagt, dass er sich für Sanysaidap freue, dass so viele Leute gekommen seien. «Das ist doch grossartig.» Es sei ein Privileg, Musik machen zu können. Was mag er lieber, den Stadionrock von Deep Purple oder den fröhlichen akustischen Folk? «Ich mag einfach Musik.»

Nachts im Musikladen

Hausherr Vanja Van Rooy stammt ursprünglich aus Dubrovnik, Kroatien. Mit 18 Jahren kam er in die Schweiz, erst machte er eine Lehre als Maschinenbauer bei Sulzer in Winterthur, arbeitete einige Jahre auf dem Beruf, bis er sich mit 25 ganz der Musik zuwandte. Sein Musikladen mit Übungsräumen für Bands und einem Tonstudio ist ein Treffpunkt der



Bandleader Vanja Van Rooy, Bassist Roger Glover (v.l.) in Frick, 5. November 2016.



«Was für eine Energie!»: mit Geigerin Alice Uehlinger.

lokalen Musikszene. Hier kommt man nicht nur her, um Musikinstrumente zu kaufen oder reparieren zu lassen, hier trifft man sich zu einem Schwatz, trinkt mit Van Rooy oder anderen anwesenden Kunden einen Kaffee oder ein Bier. Auch Roger Glover besuchte den Laden, nachdem er vor vier Jahren mit seiner jungen Schweizer Frau nach Frick gezogen war. «Er trank hier einen Kaffee», erzählt Van Rooy, «brachte dann auch seine Instrumente zur Revision vorbei.» Bei der Taufe der ersten Sanysaidap-CD, «Whisky Waltz» (2013), mischt er sich dann unter das Publikum. «Als er das nächste Mal in den Laden kam, fragte ich ihn, ob er am Abend zur Probe komme. Zu meinem grossen Erstaunen erschien er dann auch.» Er blieb bis drei Uhr morgens.

Seither ist Glover, wann immer möglich, bei der Probe dabei, meist begleitet er die Band mit der akustischen Gitarre. Oft stossen zu später Stunde noch andere Musiker hinzu, zum Improvisieren, Erarbeiten neuer Stücke. Die Sessions dauern normalerweise bis in die frühen Morgenstunden. Je weiter die Nacht voranschreitet, je mehr Alkohol fliesst, desto ausgelassener wird es. Zuweilen erzählt Glover dann Geschichten aus seinem immensen Erfahrungsschatz. 1969 ist er bei Deep Purple eingestiegen, spielte auf den grössten Bühnen

der Welt, hat mit Songs wie «Smoke on the Water» oder «Highway Star» Musikgeschichte mitgeschrieben, kennt fast alle Rockstars seiner Generation persönlich. Komme es bei der Probe zu einem Konflikt, erzähle Roger oft, dass bei Deep Purple um genau dasselbe gestritten wurde, sagt Van Rooy. «Es ist immer anregend und lustig mit ihm.» Die wenig vorteilhafte Lage des Ladens, gleich bei der Autobahnausfahrt neben einem Aldi, erweist sich als Glücksfall: Es gibt in der Umgebung niemanden, der sich am nächtlichen Lärm stören könnte.

Der Star am Wurststand

Wie kommt Roger Glover ausgerechnet nach Frick? Das Aargauer Dorf mit seinen rund 5000 Einwohnern ist bislang nicht bekannt für seine Prominentendichte. Glover sagt, er habe sich anfangs gedacht: «Frick? Who the Frick lives in Frick?» Doch sie hätten da vor einigen Jahren ein schönes Zuhause gefunden. Frick scheint ein idealer Rückzugsort zu sein für ihn, der noch immer viel unterwegs ist: auf Tour mit der Band, beim Songschreiben mit Sänger Ian Gillan in Portugal, als Produzent für verschiedene Bands. Im Frühling kommt eine neue Deep-Purple-CD heraus, zuvor gibt Glover gemeinsam mit Schockrocker Alice

Cooper mehrere Konzerte in Nordamerika. Vanja Van Rooy ist voller Bewunderung: «Es ist unglaublich, was für eine Energie Roger hat.» Dass er Frick als Rückzugsort schätzt,

Frick scheint ein idealer Rückzugsort zu sein für ihn, der noch immer viel unterwegs ist.

einen Ort, wo sich niemand um seine Berühmtheit schert, wo die Kinder in die normale öffentliche Schule beziehungsweise in den Kindergarten gehen können, passt zu dem bescheidenen, zuvorkommenden Musiker.

Nach Glovers Auftritt spielen Sanysaidap noch zwei Songs, dann ist der offizielle Teil der Plattentaufe vorbei. Ein Topf für die Kollekte macht die Runde. Das Fest aber ist noch lange nicht zu Ende, auch die Band mit ihren sympathischen Musikern wird zu später Stunde wieder auf der Bühne stehen.

Als wir gegen Mitternacht den Musikladen verlassen, stossen wir noch einmal auf Roger Glover. Er steht beim Grill, wechselt einige Worte mit den Leuten, die auf die Wurst warten – und lächelt.

www.sanysaidap.ch

Plaudertasche der Republik

Hollandes Harakiri: Im Elysée hat das Endspiel des redseligen Präsidenten begonnen. Gegen Sarkozy ist jedes Mittel recht. Wagt der Vorgänger im Falle einer Vorwahl-Niederlage der «Républicains» den Alleingang? Von Jürg Altwegg

Wie er sie manipuliert, hat François Hollande den Journalisten in seinen im August erschienenen «Conversations privées avec le président» gleich selber erzählt: «Man kann einen Journalisten, sogar einen seriösen Journalisten, immer steuern. Es genügt, ihm eine gute Perspektive aufzuzeigen, ihm die richtige Information zu stecken, manchmal sogar eine falsche, es funktioniert.» Offensichtlich hat es auch mit den Stars des französischen Enthüllungsjournalismus, Fabrice Lhomme und Gérard Davet, bestens funktioniert. Sie haben den Präsidenten seit fünf Jahren regelmässig getroffen, selbst Einladungen zum Essen bei ihnen zu Hause nahm Hollande an. Jetzt liegt das Buch mit 650 Seiten vor: «Un président ne

devrait pas dire ça...» Was ein Präsident in der Tat besser nicht sagen sollte: Marianne, die Symbolfigur der Republik, werde sich in Zukunft verschleiern. Hollande bescheinigt den Richtern und Staatsanwälten eine «oberlehrerhafte Tugendhaftigkeit». Er schwadroniert von einem geheimen Abkommen mit der EU, die Frankreich das Übertreten der Maastricht-Kriterien bewilligt habe – was den kleinen Mitgliedstaaten aber nicht gesagt werden dürfe. Hollande erzählt, wie er die Erlaubnis zum gezielten Töten im Ausland gibt. Auch seinen Scheidungskrieg mit Valérie Trierweiler führt er weiter. Konsterniert wenden sich die letzten Freunde von der Plaudertasche der Republik ab.

«Hollandes Harakiri» ist auch ein GAU der Medien. Vor zwei Jahren berichtete das rechts aussen angesiedelte Magazin *Valeurs actuelles* von einem Besuch Lhommes und Davets im Elysée. Die beiden waren ebenfalls im Justizministerium und bei der Finanzbrigade. *Valeurs actuelles* brachte die Besuche mit Enthüllungen über Hollandes Vorgänger Sarkozy in Verbindung. Er war gerade in die Politik zurückgekehrt – um wieder Präsident zu werden. Das wollen viele verhindern.

Dass Davet und Lhomme ihre Informationen aus den Amtsstellen bezogen, ist damit nicht bewiesen. Die Indizien indes sind erdrückend. Den ominösen Treffen folgten neue Enthüllungen. In einem Buch behaupteten Davet und Lhomme damals, dass François Fillon im Elysée war, um die Verfahren gegen Sarkozy anzukurbeln. Als Quelle nannten sie Hollandes Generalsekretär Jean-Pierre Jouyet – der Sarkozy und Fillon als Minister gedient hatte. Mit Hollande war er in die Schule gegangen. Jetzt bestätigt der Staatsoberhaupt den Sachverhalt. Fillon, der selber Präsident werden möchte, wollte eine Kandidatur Sarkozys verunmöglichen.

Demonstrierende Polizisten

Warum behielten die Journalisten das zwei Jahre lang für sich und informierten nur partiell? Die Dramaturgie ihrer Enthüllungen erscheint in einem schiefen Licht. Als Fillon die Herausgabe der Aufzeichnungen ihres Gesprächs mit Jouyet – auf die sie sich stützten – verlangte, blitzte er ab: Quellenschutz! Aber vielleicht war der Wendehals und Generalsekretär im Elysée auch nur der Strohhalm – und der wahre Informant Hollande. Tatsache ist: Die unkorrupten Helden des Enthüllungsjournalismus, die Tugendwächter des kritischen Journalismus und der journalistischen Unabhängigkeit verdingen sich als Protokollführer des Präsidenten, mit dem sie einen permanenten und intensiven Austausch pflegen.

Die Affäre kam bei der TV-Debatte zur Vorwahl der «Républicains» zur Sprache. Alain Juppé, vorbestrafter Favorit der «Republikaner», erklärte zu Sarkozy: «Es ist besser, die Verurteilungen hinter als vor sich zu haben.» Fillon, der Dritte im Rennen, nannte Jouyet einen «Lügner» und Hollande einen «Manipulator». Sieben Kandidaten stehen im Ring mit Sarkozy, bei dem die meisten Minister waren. In der zweiten Runde ging es um die Auflösung des «Dschungels» in Calais. Den Vertrag mit den Briten, der zu seiner Bildung führte, hatte Sar-



«Es funktioniert»: Staatspräsident Hollande.

kozy unterschrieben. Sie hätten auch die Mauer, mit deren Bau bereits begonnen worden war, bezahlt. Vor dem Studio demonstrierten derweil die Polizisten, die mehrfach in einen lebensgefährlichen Hinterhalt gelockt worden waren. Die Modalitäten ihres Rechts auf Selbstverteidigung werden zum Wahlkampfthema. Dass er sie um 30 000 Mann reduziert hatte, begründete Sarkozy mit der Finanzkrise.

Im Moment läuft die Vorwahl als Jekami aller gegen Sarkozy in der Doppelrolle des Champions und des Herausforderers. Im Duell zur Stichwahl könnte sich das schnell ändern. Der Sieger – am 27. November – wird der nächste Staatspräsident Frankreichs. Nach den Programmen aller «Republikaner» steht das Land vor den grössten Reformen seit 1958 und dem Beginn der Fünften Republik, die als «Wahlmonarchie» ganz auf den Präsidenten zugeschnitten ist. Dessen Amtszeit wurde von sieben auf fünf Jahre reduziert. Hollandes peinliches Endspiel ist auch jenes der Fünften Republik.

Mit jeder Berechtigung stellt Nicolas Sarkozy die Umstände der «Republikaner»-Vorwahl zur Debatte. Alain Juppé verdankt seinen Vorsprung der Unterstützung durch die Linke und die Mitte, deren Wähler beim «Republikaner»-Kandidaten mitbestimmen können. Der Streit dreht sich um den Zentrumspolitiker François Bayrou, der 2012 für Hollande votiert und Sarkozys Abwahl ermöglicht hatte.

Diesmal unterstützt Bayrou Juppé. Die Rechte braucht eine möglichst breite Basis. Aber es geht auch um die Frage: Wie viele Wahlkreise verspricht Juppé den Zentristen? Auf Kosten einer möglichen Mehrheit der «Republikaner» im Parlament. Der 71 Jahre

Im Moment läuft die Vorwahl als Jekami aller gegen Sarkozy.

alte Ex-Premier hat im Voraus auf eine zweite Amtszeit verzichtet und erscheint als Übergangspapst, dem die Energie für Reformen fehlt.

Bereits wird über den möglichen Alleingang Sarkozys im Falle einer Niederlage spekuliert. Die Mehrheit der Mitglieder und vor allem der Abgeordneten der «Republikaner» weiss er auf seiner Seite. Historische Reminiszenzen – und sei es die Lust am Königsmord – haben noch bei jeder Präsidentschaftswahl eine Rolle gespielt. Die Fünfte Republik war von de Gaulle gegen die «Parteiwirtschaft» gegründet worden, Mitterrand sprach von einem «permanenten Staatsstreich» – dessen Kunst er bestens beherrschte. Sehr demokratisch wäre ein Putsch in der eigenen Partei nicht. Aber auch nicht völlig aussichtslos. Für Sarkozy, der sich an Napoleon orientiert, könnte er sich als letzte Chance für die Rückkehr an die Macht erweisen. ○

Grossbritannien

Verschaukelt

Der britische Volksentscheid für einen EU-Austritt könnte vom Parlament umgestossen werden. Die Brexit-Befürworter sind frustriert und warnen. Von Rolf Hürzeler

Ex-Ukip-Führer Nigel Farage speit Gift und Galle. «Wenn der Brexit-Entscheid umgestossen wird, kommt es zu Auseinandersetzungen, wie sie hier noch niemand gesehen hat», sagte er dem BBC-Fernsehen und lächelte nicht dazu. Die Prophezeiung mag übertrieben sein in einem Land, in dem es in der jünge-



Gift und Galle: Ukip-Gründer Farage.

ren Geschichte immer wieder zu heftigen Unruhen gekommen ist – abgesehen von Nordirland etwa zur Zeit der grossen Depression. Aber Farage bringt die Stimmung der meisten Brexit-Befürworter auf den Punkt. Sie fühlten sich einmal mehr vom politischen Establishment verschaukelt, dieses Mal in der Verkörperung weissgelockter Pudel nach dem Friseurbesuch, deren Autorität in diesem Outfit für Kontinentaleuropäer unerklärlich ist. Einerlei, der High Court entschied, dass das Parlament über das EU-Austrittsgesuch befinden muss. Zwar können die Brexiteers noch auf die höchste Berufungsinstanz hoffen. Aber die Chancen auf einen andern Entscheid stehen denkbar schlecht, denn die Perückenmänner werden sich in dieser wichtigen Frage rechtlich sehr genau abgesichert haben.

Ruhe am heiligen Fluss?

Um die empörte Volksseele zu beruhigen, wiederholt Premierministerin Theresa May ihr politisches Mantra seit der Abstimmung am 23. Juni: «Wir wollen einen harten Brexit.» Ende März werde das Austrittsschreiben in Brüssel eintreffen, verkündete sie am Wochenende trotzig vor ihrem Abflug zu einer Arbeitsvisite nach Indien. Dabei weiss sie genau, wie unsicher dies ist, denn die Sache ist heikel: Wenn das jetzige Parlament über den Austritt entscheiden sollte, wird es eng für die Regierung. Eine Allianz zwischen liberalen Konservativen rund um den ehemaligen Finanzminister George Osborne und den gemässigten Labour-Parlamentariern um den Rechtsausen Hilary Benn sowie den schottischen Nationalisten wird alles daransetzen, um den Brexit «sanft»

aussehen zu lassen: möglichst geringen britischen Zuwanderungsbeschränkungen und möglichst grosszügigem Zugang zum EU-Markt für das Land.

Anti-EU-Rhetorik hin oder her: Theresa May wird diese Entwicklung im Parlament mit Genugtuung verfolgen. Denn sie

hielt und hält von einer Konfrontation mit Brüssel wenig; sie votierte als Innenministerin stets für den Verbleib des Königreichs in der EU, was anscheinend viele Brexit-Anhänger vergessen haben. May beherrschte das Doppelspiel von Rede und Tat schon immer perfekt.

Sie könnte allerdings im Frühjahr Neuwahlen anberaumen und auf ein EU-kritischeres Parlament hoffen. Aber sie riskiert damit einen Schuss in den Ofen, zumal das Gros von Labour bis anhin immer betonte, am Brexit festhalten zu wollen. Gefährlich wird es nach Neuwahlen, wenn die Pro-EU-Fraktion im Unterhaus gestärkt würde. Dann könnten sich diese Parlamentarier auf ein neues Mandat berufen: Die institutionelle Krise des Vereinigten Königreichs wäre perfekt. Hier der Volkswille, da ein unwilliges, frischgewähltes Parlament. In Indien fand Theresa May vielleicht Momente der Ruhe, um am heiligen Fluss Ganges Inspiration für ihre kurzfristige politische Agenda zu finden. In jedem Fall war sie in Delhi mit einem Dilemma konfrontiert, das ihr bekannt vorgekommen sein muss: Die Inder bieten ähnlich wie die EU zwar Hand zu intensiveren wirtschaftlichen Beziehungen, aber bitte nur gegen weniger Visabeschränkungen. Genau diese lehnte die frühere Innenministerin May stets kategorisch ab. Denn sie zog die europäischen EU-Zuwanderer den asiatischen vor.

So gesehen, könnte Nigel Farage mit seiner düsteren Prophezeiung nicht ganz falsch liegen: Die Gefahr besteht, dass in Grossbritannien die nächsten Monate etliches aus dem Ruder läuft – zumindest konstitutionell. ○

Im falschen Film

In der herzerwärmenden Tragikomödie «Florence Foster Jenkins» von Stephen Frears spielt Hugh Grant den lebenswürdigen Beau – wie immer. Beim Treffen ist der Schauspieler weniger charmant.

Von Claudia Schumacher

«Was Sie sagen, widert mich ein wenig an», sagt Hugh Grant zu mir – und schaut mich dabei an, als hätte ich ihm eine Tüte mit Hundekot und dazu einen Esslöffel hingehalten. Dabei hat das Interview mit Grossbritanniens bekanntestem Leinwand-Darling gerade erst begonnen.

Am 24. November kommt mit «Florence Foster Jenkins» ein hübscher Unterhaltungsfilm in die Kinos, in dem Grant nach vielen Jahren wieder einmal in einer prominenten Nebenrolle zu sehen ist. Er spielt an der Seite von Meryl Streep, welche die reale Figur der Florence Foster Jenkins verkörpert: einer Erbin, Gönnerin und Musikliebhaberin im New York der vierziger Jahre. Wie gewöhnlich ist Grant der drollige – wenn auch gealterte – Beau der Geschichte. Jenkins kann nicht singen, will aber Opernsängerin werden; ihr liebender Gatte (Grant) macht dies gegen alle Widerstände für sie möglich.

Beim Treffen in Zürich bestellt sich der Schauspieler als Erstes einen Tee, Sorte English Breakfast. Das erinnert an seine – meist britischen, konfliktscheuen – Filmfiguren, die so gerne abwarten und Tee trinken. «Wenn ich an Hugh Grant denke, kommt mir Tee und dieses spezielle Lächeln in den Sinn», sage ich voller Vorfreude auf das Gespräch zu Grant – dessen Gesichtszüge irritierenderweise weit weg sind von jenem Lächeln, das ich meine: Der Mund hängt runter wie bei einer alten Tante.

Trinken Sie so gerne Tee wie Ihre Figuren?

Na ja, ich muss immer Tee trinken, weil mich Kaffee gewalttätig und unangenehm macht.

Sie haben ein Markenzeichen-Lächeln: süss, schüchtern, zugeknöpft. Gehört dieses Lächeln Ihren Rollen oder Hugh Grant?

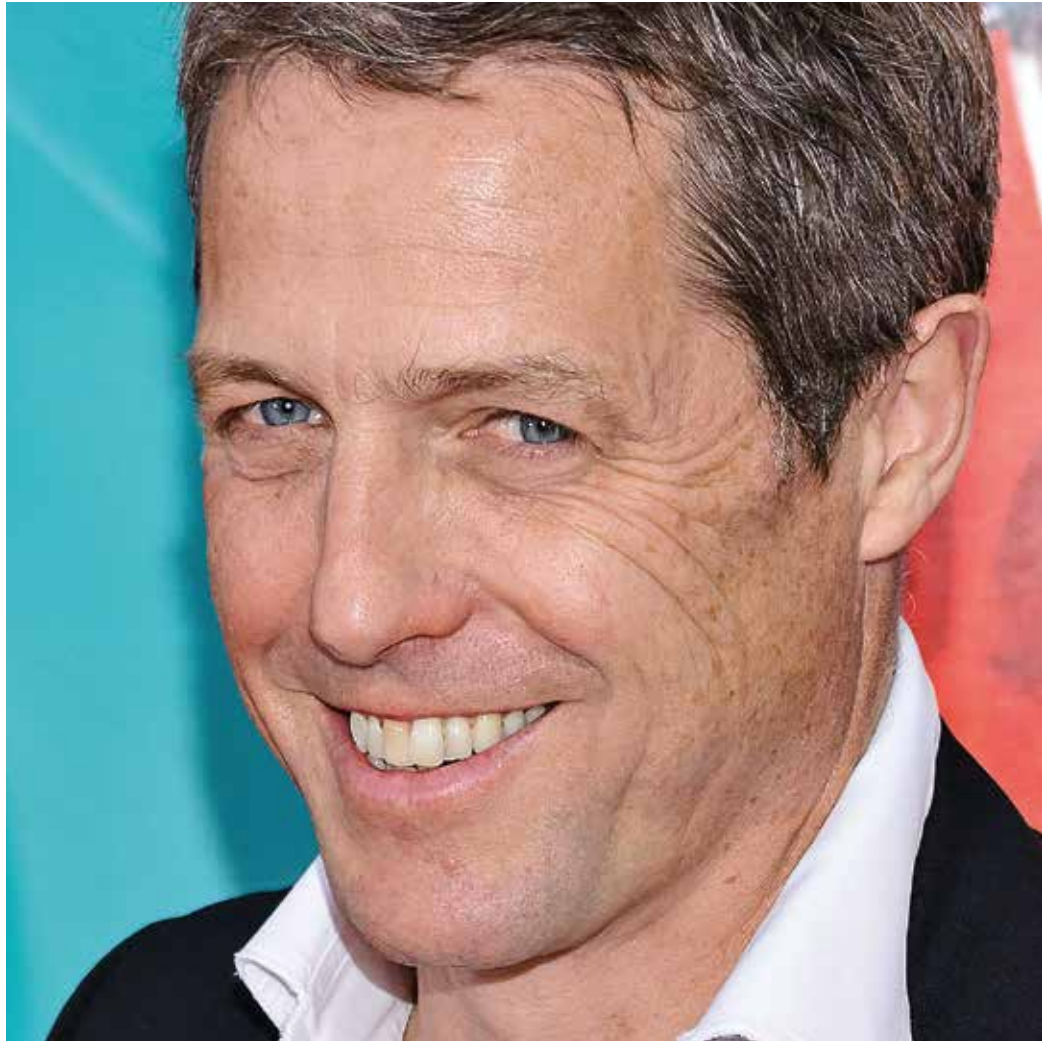
Mir ist mit Sicherheit nicht bewusst, von welchem Lächeln Sie reden.

Nun, in Ihren romantischen Komödien ... Ihr Lächeln eben.

Ernsthaft? Was Sie sagen, widert mich ein wenig an.

Da Sie meist ähnliche Rollen spielen, fragt man sich nun mal, ob Sie sich selbst spielen.

Ich denke, ich weiss, welche Rollen Sie meinen. Aber das ist mehr als zehn Jahre her. Ich habe zwischen 1994 und 2003 wiederholt Rollen gespielt, die Richard Curtis geschrieben hat, was war in «Vier Hochzeiten und



«Ich wollte eigentlich nie in Liebeskomödien spielen»: Filmstar Grant.

ein Todesfall», «Notting Hill» und zuletzt in «Tatsächlich ... Liebe». Aber diese Figuren waren Alter Egos von Curtis. Sie entsprechen nicht im Entferntesten meiner Person.

Mit diesen Liebesfilmen sind Sie berühmt geworden. Gibt es etwas, was Sie aus den Filmen über die Liebe gelernt haben?

Nein, ich glaube nicht.

Ihre Figur in «Florence Foster Jenkins» ist ihrer Frau untreu, dennoch wirkt die Liebe echt. Greift unser heutiges, auf Monogamie fixiertes Verständnis von Liebe zu kurz?

Die Figur, die ich spiele, hat einen guten Grund für die Untreue – und ich kann diesen Grund nicht verraten, ohne zu viel vom Film vorwegzunehmen.

Sie haben vier Kinder von zwei Frauen, und alle wohnen in derselben Strasse. Wie macht man das logistisch?

Ich bin nur hier, um über den Film zu reden.

Mich interessiert nur, wie Sie das managen.

Ich bin nur hier, um über den Film zu reden. Mir gefällt Ihr Film, aber er wirft nicht gerade viele Fragen auf. Das ist jetzt so unangenehm wie in «Notting Hill», wo Ihre Figur in eine Interviewsituation rutscht und sinnlose Fragen stellt: «Welcher Teil des Films hat Ihnen beim Drehen am meisten Spass gemacht?»

(Grant lacht, bezieht sich ebenfalls auf «Notting Hill») Der Teil, der im Weltall spielt.

Gab es Herausforderungen beim Dreh von «Florence Foster Jenkins»?

Die Tanzszene war ein Alptraum. Du liest im Drehbuch: «Er tanzt wundervoll.» Das lässt sich leicht schreiben – aber nur schwer ausführen. Vor allem, wenn es um eine historische Tanzart der vierziger Jahre geht: Lindy Hop. Ich habe den Unterricht gehasst. Nach zwei oder drei Monaten musste ich dann

aber doch zugeben: Tanzen macht eigentlich Spass. Vielleicht werde ich mich in Zukunft häufiger über Bewegung ausdrücken.

Sie sind dabei, sich neu zu orientieren. Für Liebeskomödien finden Sie sich selbst zu alt. Welche Genres reizen Sie?

Ich wollte eigentlich nie in Liebeskomödien spielen. Ich habe keine spezielle Begeisterung dafür. Mir wurden einfach immer die Drehbücher für solche Filme angeboten. Was andere Genres betrifft: Ich würde alles machen. Solange das Drehbuch passt. Als Nächstes spiele ich in der Fortsetzung des Kinderfilms «Paddington» den Bösen.

Was waren Ihre grössten Unsicherheiten als Teenager?

Meine Körpergrösse. Ich war ein Spätzünder. Die anderen Jungs waren doppelt

«Damals fühlte ich mich viel mehr wie ein richtiger Mann als heute.»

so gross wie ich und hatten schon erste Bartstoppeln. Ich war noch immer ein winziges Kind. Das hängt dir ein Leben lang nach.

Wann waren Sie in Ihrem Leben am glücklichsten?

In meinen Zwanzigern, als ich mit zwei Kollegen Radio-Werbung gemacht und Comedy-Sketches für TV-Shows geschrieben habe. Das war fantastisch, weil wir für unser eigenes Material gesorgt haben. Damals fühlte ich mich viel mehr wie ein richtiger Mann als heute, wo ich immer nur die Worte anderer spreche.

Grant redet noch ein bisschen über Meryl Streep («professoral, leidenschaftlich, definitiv brillant»), Zürich («schön»), Roger Federer («die Meryl Streep des Tennis»). Und auch wenn er ein wenig auftaut, scheint sich Grant weiterhin unwohl zu fühlen. Mehrmals verdreht er die Augen oder macht so ein entsetztes «Dschungelcamp»-Gesicht («Ich bin ein Star – holt mich hier raus!»). Es heisst, Grant hasse Journalisten und hadere mit seinem Ruhm.

1979 bekam der Sohn eines Teppichverkäufers und einer Lehrerin ein Stipendium für die Elite-Universität Oxford, an der er englische Literatur studierte und einer exklusiven Verbindung beitrug, die für ihren Snobismus bekannt ist. Vielleicht sind die Filme, mit denen Grant berühmt wurde, einfach nicht ganz auf dem Niveau, das er sich damals erträumt hat.

«Florence Foster Jenkins»: Filmstart am 24. November

Mode

Abschied vom Décolleté

Beim Push-up-BH sinken die Verkaufszahlen, und der tiefe Ausschnitt weicht den hochgeschlossenen Blusen. Das heisst nicht, dass uns unsinnliche Zeiten bevorstehen.

«Mode ist eine so unerträgliche Form der Hässlichkeit, dass wir sie alle sechs Monate ändern müssen», hat Oscar Wilde gesagt. Was für Frauen deshalb so hart ist, weil wir nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Körper der Unausgegorenheit der Mode unterwerfen. Das neuste In-Ding: die flache Brust. Das Décolleté ist jetzt angeblich nicht mehr heiss, sondern Vergangenheit. «Over», wie die britische *Vogue* mit Blick auf den Brustspalt der Frau im ausgeschnittenen Abendkleid gerade verkündet hat.

Dafür spricht manches: An Gala-Abenden inszenieren die weiblichen Stars ihre Brust kaum mehr als Balkon. Auf den Listen der am besten Gekleideten landen fast nur noch die Hochgeschlossenen. Selbst Supermodel Eva Herzigova, die mit ihrer «Hello Boys»-Werbung für den Wonderbra 1994 zur Ikone des Super-Décolleté wurde, macht neuerdings in der Öffentlichkeit den obersten Knopf ihrer Bluse zu. Modedesigner lenken das Augenmerk in ihren neuen Kollektionen beim weiblichen Körper nicht mehr auf die Brüste, sondern auf die Schultern, den Bauch oder den Rücken. Körperteile also, durch deren sportliche Ausprägung sich bislang vor allem Männer ausweisen konnten. Dessous-Hersteller verkünden sinkende Verkaufszahlen bei den Push-up-BH. Die Nachfrage bei den weniger wattierten Büstenhaltern hingegen steigt. Auch beim Münchner Oktoberfest, wo das weibliche Décolleté fast so wichtig ist wie das Bier, zeichnete sich 2016 ein Trend zum züchtigeren, traditionelleren Dirndl ohne Ausschnitt ab. Was ist von der neuen Sachlichkeit zu halten?

Weniger böse Überraschungen

Das kommt nicht zuletzt darauf an, ob man ein Mann oder eine Frau ist. Für Frauen, die über eine natürliche Weiblichkeit und ein wenig Kurven verfügen, ist dieser Trend eine weitere Beleidigung. Zuerst die Skinny-Jeans, dann die kastenförmigen Blusen, jetzt das Ende des Décolleté: Der gefragte Figurentyp ist zunehmend vorpubertär. Ein Busen, eine Taille und ein ordentlicher Hintern sind hier nicht unbedingt gefragt. Frauen, die sehr schlank bis dünn sind und eher flache



Hochgeschlossen: Supermodel Herzigova.

Brüste haben, kommt die neue Mode natürlich entgegen.

Zudem schwingt beim neuen Geizen mit Reizen etwas Emanzipatorisches mit: Die Frau ohne Décolleté ist kein Objekt der Begierde mehr, sondern das Subjekt, dem man in die Augen schaut. Man kann in der hochgeschlossenen Bluse eine Maskulinisierungstendenz sehen. Im sinkenden Umsatz bei den Push-up-BH zeigt sich aber auch eine Zusage zu Natürlichkeit. Warum sollte man Brüste auch ausstopfen und zusammenschnüren, bis sie vorne aus einem Ausschnitt herausquellen?

Aber kaum spricht man von einem Mehr an Natürlichkeit, stolpert man auch schon über die Listen der Hollywoodstars, die sich im Zuge der neuen Trendbewegung angeblich die Brüste haben verkleinern lassen. Es ist letztlich ziemlich egal, was die Mode von der Frau will: Am Ende profitiert die Schönheitschirurgie von der weiblichen Unsicherheit. Und in gewisser Weise lässt ein weiterer aktueller Busentrend vermuten, dass das Décolleté nicht wirklich weg, sondern nur ein wenig weiter nach unten gerutscht ist: Beim sogenannten Underboob-Look zeigen Frauen in bauchfreien Shirts den unteren Teil ihrer Brüste. Lady Gaga läuft zum Beispiel so rum. Die auf diese Art inszenierten Brüste sollten sehr knackig sein – der Anspruch an die weibliche Brust ist beim Underboob-Look eigentlich grösser. Denn Hängebrüste kann man mit einem Push-up appetitlich hochschnüren. Fällt dieser nun weg, profitieren zumindest die Männer: Beim Auspacken gibt es weniger unangenehme Überraschungen.

Claudia Schumacher

Zwischen Freibeuter und Zombie

Sie gehört zu den bekanntesten Exponentinnen der US-Frauenbewegung – und ist begeistert von Donald Trump. Trotzdem hat Camille Paglia weder ihn noch Hillary Clinton gewählt.

Von Beatrice Schlag



Gnadenlos radikal: Autorin Paglia, 69.

Camille Paglia, Professorin für Geistes- und Medienwissenschaften in Philadelphia, erinnert sich lebhaft daran, wann Donald Trump erstmals einen unvergesslichen Eindruck auf sie gemacht hat: «Es war 1980, er war ausserhalb von New York noch ziemlich unbekannt. Anstelle des ehrwürdigen Bonwit-Teller-Warenhauses an der Fifth Avenue sollte der Trump Tower gebaut werden. Über dem Haupteingang des alten Warenhauses befand sich eine grossartige Art-Déco-Skulptur, die das Museum of Modern Art in seine Sammlung aufnehmen wollte. Aber Trump wurde irgendwann ungeduldig, liess die Pressluftschlämmer auffahren und die Skulptur zerstören.»

Fünfunddreissig Jahre später sagte die Professorin, bis heute Mitglied der Demokratischen Partei, in einem Interview: «Ich betrachtete ihn als einen Kunstvandalen, genauso wie die IS-Terroristen, als sie die assyrischen Skulpturen zerstörten.» Dem republikanischen Kandidaten Trump, den sie noch vor einem Jahr für einen chancenlosen Marktschreier hielt, attestierte sie allerdings schon früh im Wahlkampf ein beachtliches Talent für Komik. «Er war zum Schreien, als er sagte, John McCain sei für ihn kein Kriegsheld, weil in seiner Vorstellung ein Kriegsheld nicht gefangen werde. So etwas Krasses und Lustiges hätte früher Lenny Bruce sagen können.»

Natürlich, fügte Camille Paglia hinzu, sei Donald Trump nicht im Entferntesten ein Präsident. Er habe keinerlei politische Fähigkeiten. Aber wie er die Medienwelt gesprengt habe, sei ein Glücksgefühl gewesen.

Lob für den *Playboy*

Camille Paglia ist vielen weder als Buchautorin noch als Wissenschaftlerin ein Begriff. Berühmt wurde die Tochter italienischer Immigranten, als sie sich nach dem Erfolg ihres im Jahr 1990 erschienenen ersten Buches «*Sexual Personae*» in TV-Shows und Artikeln

«Das ist kein Feminismus. Frauen müssen lernen, sich zu verteidigen.»

als sprachgewaltige Polemikerin erwies, bereit, sich mit jedem und vor allem jeder Prominenten anzulegen, die zu ihren Lieblingsthemen Feminismus, Politik und Populärkultur anderer Meinung waren als sie. Sie hatte sich früh als Lesbe geoutet, die allerdings nach eigenen Worten «mit Lesben überhaupt nicht kann. Sie mögen mich nicht und ich sie nicht.»

Paglia zerstritt sich mit ungefähr allen Exponentinnen der amerikanischen Frauenbewegung. Wie mit Gloria Steinem, der berühmtesten US-Feministin der achtziger und neunziger Jahre, der sie Dogmatismus, Intoleranz und Männerhass vorwarf. Oder mit

Naomi Wolf, Autorin von «*Der Mythos Schönheit*», die sie dahingehend verhöhnte, mit ihrem schlecht recherchierten Buch über die Tyrannei des herrschenden Frauenbildes nur deswegen einen Bestseller gelandet zu haben, weil sie selber schön sei.

Lange bevor *Playboy*-Erfinder Hugh Hefner seinen schlechten Ruf verlor, Frauen nur als Objekte zu zeigen, pries sie ihn, zu Zeiten des harten Marlboro-Mannes das kluge und gebildete Modell eines sanften amerikanischen Gentlemans geschaffen zu haben: «*Der Playboy* feierte urbane Vergnügen, einen befreiten Lebensstil. In Hefs Welt standen Männer durchaus auch am Herd.»

Bitterkeit über Hillary

Was nie jemand der polemischen Feministin streitig machte, war ihr Interesse an Frauen und Männern, deren Alltag weit weg von akademischen Diskussionen stattfindet. Wie jener einer Volontärin namens Monica Lewinsky: «Sie hatte nie die Annehmlichkeiten einer Geliebten. Sie war nur da, um Bill Clinton zu bedienen. Ihr Leben wurde durch die Veröffentlichungen, die dem Skandal folgten, völlig zerstört. Ich hatte bis dahin gesagt, es sei mir egal, was öffentliche Personen privat treiben. Aber diese Affäre war eine Schande. Das feministische Establishment um Gloria Steinem beschützte Lewinsky nicht, weil Clinton Demokrat war. Ist ein grösseres Machtgefälle als das zwischen dem Präsidenten der USA und einem jungen Mädchen denkbar?»

Camille Paglia hatte Bill Clinton zwei Mal gewählt. Nach seiner zweiten Amtszeit warf sie ihm öffentlich vor, die Regierung durch die Lewinsky-Affäre zwei Jahre lang gelähmt zu haben. Und Hillary, dass sie Lewinsky nicht verteidigte, nachdem Bill gestanden hatte, die ganze Welt angelogen zu haben, inklusive seine Frau. Was etwas über Paglias gnadenlose Radikalität sagt: Von einer Ehefrau, die gerade vor der ganzen Welt von ihrem Mann gedemütigt wurde, zu erwarten, dass sie sich schützend vor dessen junge Geliebte stellt, ist mehr, als man erwarten und schon gar nicht fordern kann.

Sechzehn Jahre später hält Camille Paglias Zorn und Enttäuschung über Hillary Clinton unvermindert an. Sie bezeichnete sie als Destaster, als von Bitterkeit getriebene Lügnerin und Betrügerin, als politischen Zombie, der ausser der Destabilisierung Nordafrikas nichts hinterlassen habe. Besonders erbittert war Paglia, die politische Korrektheit verabscheut, darüber, wie hemmungslos die vielfach betrogene Kandidatin ihren republikanischen Widersacher für seine Äusserungen Frauen gegenüber angriff: «Das ist kein Feminismus. Frauen müssen lernen, sich zu verteidigen. Es wird nie Geschlechtergleichheit geben, solange wir denken, Frauen seien so behindert, dass sie nicht für sich selber sorgen können.»

Literatur-Spezial

- 58 **Camille Paglia:**
Porträt der streitbaren Autorin
- 60 **Bestseller / Apropos**
- 60 **«Das Katzenweib»:**
Der Basler Autor Werner Ryser
- 63 **Klassiker:**
Frank Wedekinds «Lulu»-Tragödie
- 64 **Wolfgang Hildesheimer:**
Meister der Nachkriegsliteratur
- 65 **«Intellekt mich»:**
Andreas Thiels neues Buch
- 66 **Liebe, Glück und Grusel:**
Neuerscheinungen der Saison

Je schonungsloser Camille Paglias Angriffe gegen Hillary Clinton während des Wahlkampfes wurden, desto mehr näherte sie sich Trump an. Sie fand für ihn Bilder wie «der Wikinger, der abschachtet, verbrennt und über das Massaker lacht, wenn er aufwacht». Oder «der pöbelnde Freibeuter», gegen den Hillary mit ihrer schwerbeladenen Armada keine Chance habe. Das wird etwas verständlicher, wenn man weiss, dass Camille Paglia ein sehr bewandertes Filmfan ist. Sie scheut auch vor Pop-Psychologie nicht zurück, um Trump zu erklären: «Auf einer Luftaufnahme sah ich sein komisches, messingfarbenes Haar von hinten. Es sah aus wie die säuberliche Hochsteckfrisur einer Frau aus den Sechzigern. Ich suchte sofort nach einem Bild seiner Mutter. Und da war er natürlich, der blonde, toupierte Haarturm, dem Trump mit seinem dreisten Strohdach jeden Tag die Ehre erweist. Die Medien, die nur auf den Vater konzentriert waren, hatten verpasst, dass seine engste Beziehung wahrscheinlich die zu seiner willensstarken, religiösen Mutter war.»

«Die Welt ist ein Pulverfass»

Aber was wie Schwärmerei für Trump klang, war etwas anderes: Paglias illusionslose Hoffnung auf Veränderung. Sie verstand, dass die Leute genug hatten vom Polit-Establishment. Und dann war da plötzlich diese Begeisterung. «Die Ansicht, dass Trump eine so enorme Bedrohung für den Westen sein soll: Dies wurde schon von anderen Präsidenten gesagt, und nie passierte etwas», sagte sie wenige Tage vor der Wahl der britischen Zeitschrift *The Spectator*. «Aber sollte Trump gewinnen, wäre es ein unglaublicher Moment der Veränderung. Es würde die Machtstrukturen der Republikaner, der Demokraten und der Medien zerstören – eine unglaubliche Freisetzung von Energie in einem Moment internationaler Krisen.» Dennoch, sagte Camille Paglia, werde sie wohl die grüne Aussenseiterin Jill Stein wählen: «Die Welt ist ein Pulverfass. Da ist unberechenbare Impulsivität ganz unten auf der Liste optimaler Charakterzüge für einen Präsidenten.» ○

Belletristik

- 1 (1) **Simon Beckett**: Totenfang (*Wunderlich*)
- 2 (3) **Elena Ferrante**:
Meine geniale Freundin (*Suhrkamp*)
- 3 (2) **Sebastian Fitzek**: Das Paket
(*Droemer/Knaur*)
- 4 (8) **Alex Capus**: Das Leben ist gut (*Hanser*)
- 5 (6) **Pedro Lenz**:
Di schöni Fanny (*Cosmos*)
- 6 (4) **Lori Nelson Spielman**: Und nebenan
warten die Sterne (*Fischer Krüger*)
- 7 (10) **Martin Suter**: Cheers
(*Diogenes*)
- 8 (5) **Ian McEwan**: Nusschale (*Diogenes*)
- 9 (7) **Nele Neuhaus**: Im Wald (*Ullstein*)
- 10 (9) **Paula Hawkins**: The Girl on the Train
(*Blanvalet*)

Sachbücher

- 1 (0) **Guinness World Records 2017**
(*Hoffmann und Campe*)
- 2 (2) **Eckart von Hirschhausen**:
Wunder wirken Wunder (*Rowohlt*)
- 3 (4) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (6) **Alexandra Reinwarth**: Am Arsch
vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 5 (3) **Bruce Springsteen**: Born to Run (*Heyne*)
- 6 (–) **Melanie Mühl, Diana von Kopp**:
Die Kunst des klugen Essens (*Hanser*)
- 7 (–) **Deborah Feldman**:
Unorthodox (*Secession*)
- 8 (7) **Barbara Lukesch**:
Bauernleben (*Wörterseh*)
- 9 (8) **Carolin Emcke**:
Gegen den Hass (*Fischer*)
- 10 (–) **Yael Adler**:
Haut nah (*Droemer/Knaur*)

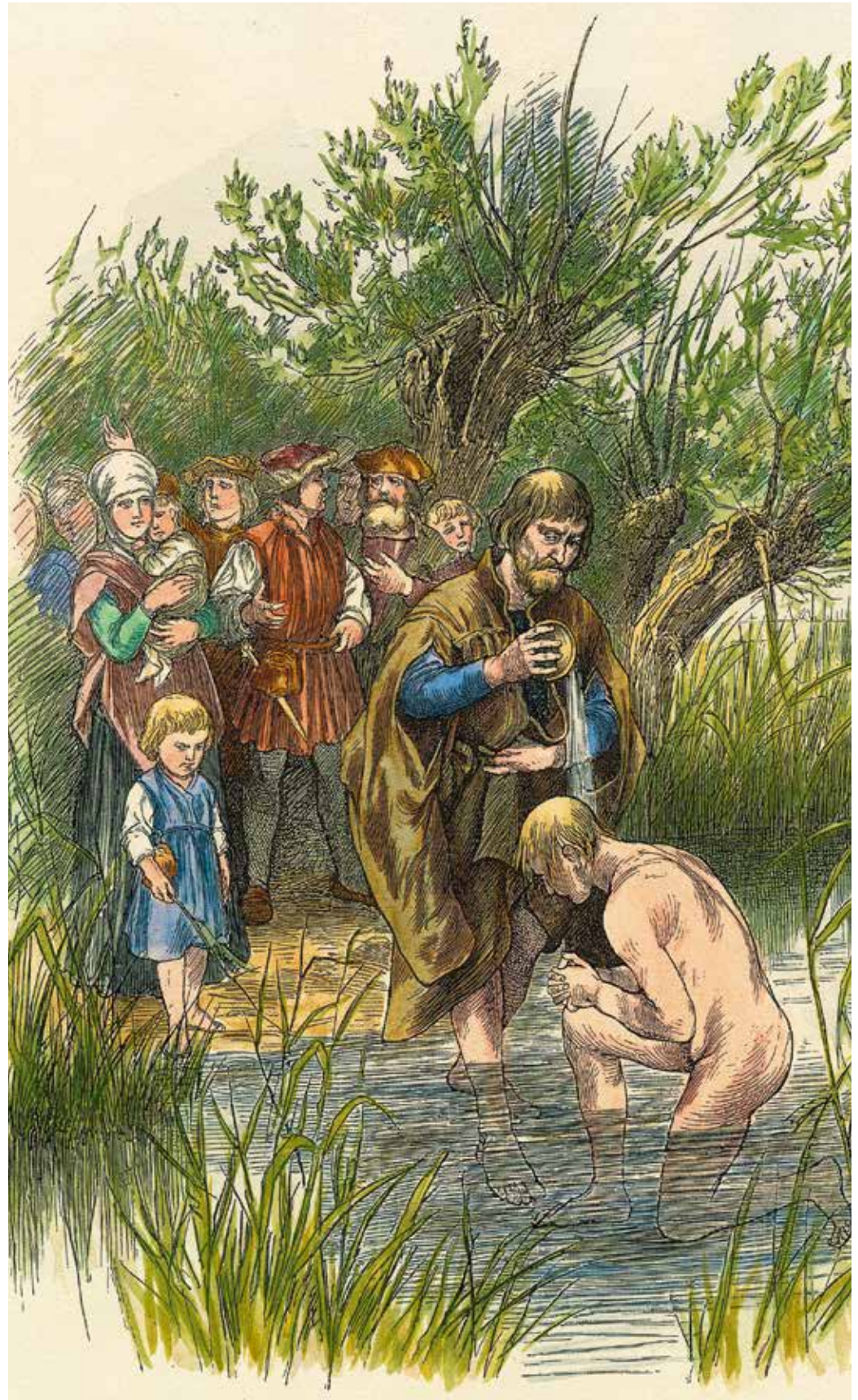
Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Schauspielhaus

Kam es in der Vergangenheit am Zürcher Schauspielhaus zu einem Intendantenwechsel, so ging das selten leise vor sich. Die Medien spekulierten wochenlang über mögliche Nachfolger, über die Leistung des abtretenden Leiters wurde heftig gestritten. Am Montag nun hat die derzeitige Intendantin, Barbara Frey, ihren Rücktritt per 2019 bekanntgegeben. Bei den Online-Portalen der Zürcher Tageszeitungen führte die Meldung zu keinem einzigen Leserkommentar – weder ein Bedauern noch ein Jubel darüber, dass die Ära Frey zu Ende geht. Auch sonst blieb es erstaunlich ruhig. Die traditionsreiche, einst stark umstrittene Bühne ist kein Thema mehr in der Stadt; dem Theater gegenüber herrscht bloss noch Gleichgültigkeit – das Schlimmste, was einem solchen Haus passieren kann. Vor allem aber zeigt das: Der Wechsel an der Spitze ist dringend nötig. (rb)

Verschworene Gemeinschaft

Der Basler Schriftsteller Werner Ryser lässt in seinem neuen Buch «Das Ketzerverweib» die Täuferbewegung aufleben. Es gibt sie noch immer – in einer exotischen Ecke der Schweiz. Von Rolf Hürzeler



Revolutionärer Sprengstoff: «Die Wiedertaufe» (nach einer Zeichnung von Gustav Spangenberg, 1534).

Der Mann bleibt unerschütterlich. «Selbst als man ihn mit auf dem Rücken gebundenen Händen hochzog und ihm 150 Pfund schwere Steine an die Beine hängte, weigerte er sich, dem Irrglauben abzuschwören.» Vielleicht würde der Emmentaler Ueli Jacob dies im Sommer 1687 indes besser tun. Denn die hohen Herren von Bern verurteilen Jacob wegen seines Glaubens zu einer lebenslangen Galeerenstrafe in venezianischen Diensten. Jacob ist ein Täufer und hat damit dem reformierten Glauben der Berner Kirchenleute abgeschworen.

Die Folterszene schildert der Basler Autor Werner Ryser in seinem neuen Roman «Das Ketzeweib». Er schreibt darin von der Hatz auf eine kleine religiöse Widerstandsgruppe, die sich gegen Obrigkeit und Kirchenlehre auflehnte. Ihre Anhänger nannten sich Täufer, Wiedertäufer oder Mennoniten und nahmen das Wort Gottes in der Bibel möglichst genau. Sie verurteilten die Säuglingstaufe, weil sich Jesus erst als Erwachsener taufen liess. Ein Christ könne sich nur im urteilsfähigen Alter zu seinem Glauben bekennen. Zudem befolgten diese Täufer einen radikalen Pazifismus und weigerten sich, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Das alles tönt heute ein bisschen idealistisch; vor 400 Jahren war es revolutionärer Sprengstoff.

Kopf und Kragen riskiert

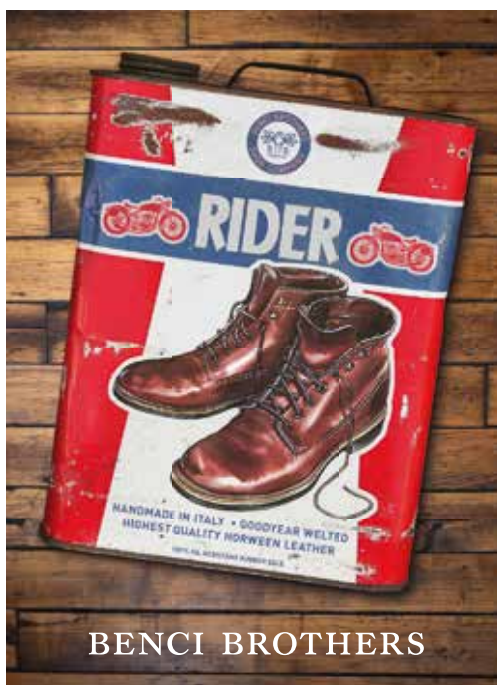
Laut Schriftsteller Ryser gaben weniger theologische Differenzen mit den Reformierten Anlass zur Verfolgung der Abtrünnigen: Der Autor ordnet die Täuferbewegung vielmehr als sozial-revolutionär ein, sie habe nur Gott und keiner weltlichen Obrigkeit dienen wollen, wie er in einem Aufsatz über die Geschichte der Gemeinschaft schreibt. Tatsächlich führten die Täufer und die kujonierten Bauern nach ihrem Aufstand 1653 einen gemeinsamen Kampf gegen die Berner Patrizier. Diese Landleute wehrten sich unter ihrem Emmentaler Führer Niklaus Leuenberger gegen zu hohe Steuerlasten, die ihnen Städte wie Zürich, Bern und Luzern abverlangten.

Die Täufer der ersten Stunde kamen nicht aus dem Emmental; sie fanden sich im 16. Jahrhundert im damaligen Bauerndorf Zollikon bei Zürich, als ihnen die Reformatoren Zwinglis zu wenig radikal waren. Gleich von Beginn weg riskierten sie als Ketzeweib. Genauso erbarmungslos, wie die Katholiken mit den Protestanten umsprangen, nahmen sich diese ihrerseits der Täufer an.

Ryser stellt die Bäuerin Anna Jacob in den Mittelpunkt seiner Geschichte; sie ist durch ihren Mann zu den Täufem gekommen. Dieser wird zur Zwangsarbeit auf den Galeeren in venezianischen Diensten verbannt. Anna, «das Ketzeweib», muss nach dessen Verurteilung schwer untendurch; ausgerechnet der geile Dorfpfaff nutzt ihre Verletzlichkeit aus und nötigt sie zu sexuellen Handlungen. Oben-

drein verbringt sie acht Tage lang bei Wasser und Brot in einem Langnauer Verlies, bis sie ebenfalls zur Verbannung von Haus und Hof verurteilt wird und auf den Sonnenberg in den heutigen Berner Jura ziehen muss.

Heute führt ein *funiculaire* von Saint-Imier auf den Mont-Soleil, wo Anna Jacob als Verfemte lebte. Zahlreiche Ferienhäuser stehen dort oben wild verstreut herum, Bauherren scheinen hier unter keinerlei Zonenordnung zu leiden. Nur von Täufem, Mennoniten oder Wiedertäufem, heute landesweit eine immerhin 2300 Mitglieder starke Bewegung, keine Spur. Zwar lockt ein Heim mit dem verheissungsvollen Namen «Hébron» den Besucher, doch die schwarze Concierge versichert leutselig, dass nur Betagte hier einen Platz fänden, und, nein, von Mennoniten haben sie noch nie etwas gehört. Weiter findet der Besucher einen ausrangierten Hotelkasten aus den dreissiger Jahren, der weiss Gott wem dient, aber sicher



keinen Wiedertäufem. Und noch weiter des Wegs kommt man zu einer grossflächig angelegten Windfarm mit hinzugebauten Sonnenkollektoren, die angeblich das ganze Tal von Saint-Imier mit Strom versorgen. Eine moderne Welt, welche die Anna Jacob aus dem 17. Jahrhundert selbst im ewigen Leben nicht errahnen kann, auch wenn ihr ein solches dank dem Glauben beschert sein sollte. Einerlei für die tapfere Vorfahrin; sie wird zu Lebzeiten jeden Morgen beim Sonnenaufgang über dem Chaseral nach Osten geblickt haben, wo sich das Mittelland bis hin zu ihrem geliebten Emmental erstreckt. Dort musste sie ihre älteren Kinder zurücklassen, als man sie mit Schimpf und Schande zum Teufel jagte.

Autor Ryser sagt nicht, dass sich die Geschehnisse damals exakt so zugetragen hätten, wie er in seinem Roman schreibt, «aber Anna musste

tatsächlich zwangsweise auf den Mont-Soleil ziehen». Die historische Anna Jacob neun Generationen früher war eine Vorfahrin Rysers. «Eine Verwandte betreibt hobbymässig Genealogie und machte mich auf diese ungewöhnliche Geschichte der Anna Jacob aufmerksam, die erwiesenermassen eine Täuferin war und wie viele ihrer Glaubensgenossen aus dem Emmental in den Jura vertrieben wurde.» Die Glaubensgemeinschaft genoss dort den Schutz des Basler Fürstbischofs in Pruntrut; der Kanton Bern hatte damals auf diese Gebiete keinen Zugriff.

Laut Ryser schätzte der Basler Bischof die Häretiker als Steuerzahler; möglicherweise gewährte er auch den Feinden seiner Feinde ganz gerne Sicherheit. Denn wer sich mit den teuflischen Reformierten anlegte, konnte aus Sicht der grollenden Katholiken gar kein so schlechter Mensch sein. Wiewohl wenig über Rysers Vorfahrin Anna Jacob bekannt ist, weiss der Autor doch, dass sie 1664 einen Ulrich Steiner heiratete und acht Kinder mit ihm hatte; fast dreissig Jahre später wurde in einer Dorfchronik vermerkt: «Anna luffe in einer grossen Traurigkeit zu Caspar Lüthi zu Längenbach, dem Täuferlehrer, und ward alsbald von ihm verführt [zum Täuferum].» Sie erlitt in der Folge die Schmach fast aller ihrer Glaubensgenossen in Mitteleuropa.

Wasser und Brot bis zum Tod

Immerhin kamen die Ketzeweib gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Leben davon; einige Jahrzehnte früher wurden allein auf dem Gebiet des heutigen Kantons Bern vierzig Menschen zum Tod verurteilt – enthauptet, ertränkt oder verbrannt. Dokumentiert ist ein drakonisches Urteil der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit der Stadt Zürich. Sie verurteilte mit dem Einverständnis von Ulrich Zwingli am 5. Januar 1527 den Täufer Felix Manz: Der Henker solle «sin händ binden, in ein schiff setzen, zuo dem nideren hütly [Hütte] fueren und uff däm hütly die händ gebunden über die knüw abstreifen und ein knebel zwüschent den arman und schenken durhin stossen und in also gebunden inn das wasser werfen und in dem wasser sterben und verderben lassen». Die «Gnädigen Herren» Zürichs hatten zudem in einer Anwendung von christlicher Vergebung entschieden, Manz' Glaubensgenossen, den Bündner Jörg Cajakob, «nur» des Landes zu verweisen. Zuvor sei er aber nackt aus der Stadt hinauszupeitschen. Konrad Grebel, einst eine der Schlüsselfiguren der Zürcher Täuferbewegung, war ein Jahr zuvor an der Pest gestorben. Ihm war es einst gelungen, aus dem Wasserturm zu fliehen. Dort hätte er bis ans Ende seiner Tage bei Wasser und Brot für seinen Glauben büssen sollen.

In Basel gab es bereits im August 1525 die ersten Täufer; auch sie wurden verfolgt und zum Widerruf gezwungen. Rückfällige wussten,

dass die guten Mitbürger sie «on alle gnad mit dem schwert vom leben zum tod richten lan». Eine ziemlich kuriose Hinrichtung vollzogen die reformierten Basler an einem angesehenen Wohltäter: Unter dem Namen Johann von Brügge liess sich der niederländische Täuferführer David Joris 1544 in Basel nieder. Dem begüterten Joris bereitete es wenig Mühe, sich an die Gepflogenheiten der «guten» Basler Gesellschaft anzupassen und an den reformierten Gottesdiensten teilzunehmen, weshalb sein wahrer Glaube geheim blieb. Zweieinhalb Jahre nach seinem Tod kam seine Identität ans Licht; die getäuschte Volksseele war entrüstet. Das Skelett des zum Oberketter mutierten David Joris wurde ausgegraben, zur Richtstätte vor dem Steinentor gebracht und auf dem Scheiterhaufen postum hingerichtet.

Täuferpfarrer Michel Ummel kann dem verwirrten Besucher auf dem Sonnenberg weiterhelfen, er nennt sich ein «Ältester», wie seine Glaubensgenossen ihren Seelenhirten noch heute sagen. Der Geistliche führt – rund drei-

So erbarmungslos, wie die Katholiken mit den Protestanten umsprangen, nahmen sich diese der Täufer an.

einhalb Marschstunden weg vom *funiculaire* – zur abgelegenen Kirche der zweisprachigen Täufergemeinde Mont-Soleil; genauer: in die Sommerkirche, weil im Winter die Gottesdienste im Tal gefeiert werden müssen. Der sakrale Raum ist schlicht eingerichtet, im Stil der sechziger Jahre, mit einer Empore. Ein Klavier und ein Schlagzeug weisen auf die musikalische Begleitung der Predigten hin. Michel Ummel, teilszeitlich Gymnasiallehrer in Bern, ist Feuer

und Flamme, wenn er von seiner rund 400 Mitglieder zählenden Gemeinde erzählt. Sie sei zwar etwas überaltert, aber es fänden sich immerwieder jüngere Leute ein. Vier Erwachsenen-taufen habe er in diesem Jahr bereits vorgenommen. Zum Teil wendeten sich Menschen in einer Lebenskrise der Bewegung zu: «Aber es kam auch ein pakistanischer Asylbewerber zu uns.»

«Exoten-Bonus»

Gesellschaftliche Diskriminierung erlebten die Wiedertäufer heute nicht mehr, sagt Ummel. Die letzten gesellschaftlichen Hürden für sie fielen mit der Einführung des Zivildienstes: «Zuvor absolvierten wir waffenlosen Dienst, andere verweigerten das Aufgebot ganz und wurden verurteilt.» Heute profitierten die Täufer in der Gesellschaft dagegen von einem «Exoten-Bonus»: «Die politischen Gemeinden im Jurabogen schätzen unsere Anwesenheit hier.» Ummel möchte davon profitieren und den lokalen Tourismus fördern. «Ich könnte mir gut vorstellen, dass wir hier Meditationswochen und Tage der Einkehr anbieten.»

Steckt der Gedanke des Missionierens dahinter? Nicht bei solchen Projekten, aber jede christliche Bewegung muss laut Ummel um neue Mitglieder werben. Er nutzte vor Jahren Sozialprojekte in Portugal dazu. Die Mennoniten zählen sich zum Kreis der Freikirchen, und ihre Mitglieder führen meist ein unauffälliges bürgerliches Leben. Weit zurück liegen also die Zeiten der schrecklichen Geschichten, die einen heute noch das Fürchten lehren.

«Ketzerverweib»-Autor Werner Ryser liebt gruselige historische Geschichten. In seinem letzten Roman «Walliser Totentanz» beschrieb er, wie das Goms in der Auseinandersetzung zwischen dem Bischof von Sitten, Matthäus Schiner, und

dem Politiker Georg Supersaxo rund um die Schlacht von Marignano zwischen die Fronten geriet. Niemand konnte sich damals der Parteinahme entziehen, und wer es doch tat, landete schnell am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen. Die Frauen hatten es besonders schwer, weil sie stets damit rechnen mussten, der Hexerei bezichtigt zu werden, was einem Todesurteil gleichkam. Ryser schildert bereits in diesem Buch den Widerstreit zwischen dem Aberglauben, dem Volksglauben und den ersten Ansätzen der Aufklärung – ähnlich wie jetzt im «Ketzerverweib». Ryser konstatiert dazu: «Die Walliser damals litten zwar, wehrten sich aber nicht unter dem Druck der Mächtigen, das war ein Jahrhundert später anders.» Die staatliche Willkür und die kirchliche Heuchelei waren zwar nicht verschwunden, aber nicht mehr ganz so exzessiv wie früher.

Die Täufer ihrerseits litten im Lauf ihrer Geschichte unter Zwistigkeiten über die Auslegung der Heiligen Schrift und erlebten Abspaltungen. Ein Zweig unter dem charismatischen Prediger Jakob Ammann setzte sich Ende des 17. Jahrhunderts für eine radikale Abschottung von weltlichen Dingen ein; sie zogen in die USA, wo sie noch heute eine exotische Minderheit, die Amischen, bilden. Sie versuchen auf der Basis einer strengen internen Gemeindeordnung noch immer, sich den Neuerungen der Zeit zu entziehen. Die in der angelsächsischen Welt weitverbreiteten Baptisten wiederum sind eine eigenständige Bewegung und mit den Mennoniten nicht verbunden.

2,1 Millionen Täufer, vor allem in Nordamerika, den Niederlanden und Deutschland, bekennen sich heute zur Bewegung. Auch wenn deren Vorfahren unter Verfolgung litten, machte sie sich ihrerseits in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts schuldig, als Teile des deutschen Zweigs dem Pazifismus schworen und sich den Nationalsozialisten anschlossen. Der «Älteste» Ummel bekennt dazu: «Für uns ist das heute unvorstellbar und nicht zu rechtfertigen.»

Die alte Täufergeschichte ist sorgfältig dokumentiert und allgegenwärtig, auch auf dem Sonnenberg. Im Keller des Gotteshauses befindet sich ein eindrückliches Archiv mit Bibeln, schriftlichen Verfügungen der Behörden oder Bekenntnisschreiben aus den letzten 400 Jahren. Der Besucher spürt beim Gang durch diesen unterkühlten Raum einen Hauch der Vergangenheit und empfindet Respekt; selbst wenn man den Eindruck bekommt, dass diese Glaubensrichtung nicht mehr ganz zeitgemäss ist. Eine verschworene Gemeinschaft von Frömmelern, eine abgehobene Sekte? Vielleicht im Einzelfall; vor allem aber legen diese Täufer ein lebendiges Zeugnis von der Schweizer Geschichte ab und bewahren das Vermächtnis ihres Glaubens verantwortungsvoll.



Zum Oberketter mutiert: Täufer-Hinrichtungsszene, 1528.

Werner Ryser: Das Ketzerverweib. 221 S., Fr. 35.90

Emanzipiertes Sexobjekt

Wehrloses, ausgenütztes Opfer oder scharf berechnende, gefährliche *Femme fatale*? Frank Wedekinds «Lulu»-Tragödie von 1913 verstört. Von Christoph Mörgeli



«Das wahre Tier, das wilde, schöne Tier.»

Für mich gehört der Dramatiker, Schauspieler und Werbetexter Frank Wedekind zu den Schweizer Autoren. Geboren als Sohn eines deutschen Arztes, Revolutionärs und späteren Liegenschaftsspekulanten in Kalifornien und einer viel jüngeren Mutter von etwas zweifelhafter künstlerischer Herkunft, erlebte er die unglückliche Ehe seiner Eltern auf Schloss Lenzburg. Im Kleinstädtchen besuchte Wedekind die Schulen und in Aarau das Gymnasium, wo er einen Dichterbund gründete. Für ein geordnetes Studium viel zu unstet, arbeitete er einige Zeit als Werbechef für die Firma Maggi in Kemptthal. Nach dem Tod des Vaters wurde Wedekind endgültig zum Künstler, war in München Mitbegründer des *Simplicissimus* und sass wegen Majestätsbeleidigung zeitweise in Festungshaft. Er sang zur Gitarre, wirkte als Kabarettist und trat als Schauspieler in eigenen Stücken auf. Er schrieb gegen Scheinmoral, den bürgerlichen Sittenkodex, das traditionelle Geschlechterverständnis und gestaltete demgemäss sein Privatleben – mit wechselnden Partnerinnen und den mit ihnen gezeugten Kindern.

Das wichtigste Werk des Lenzburgers scheint mir die zweiteilige «Lulu»-Tragödie, bestehend aus «Die Büchse der Pandora» und «Erdgeist», vollendet 1913 nach über zwanzigjähriger Beschäftigung mit dem Stoff. Was Anhänger

einer politisch korrekten Gender-Debatte noch heute erschauern lässt, sorgte im wilhelminischen Deutschland erst recht für einen ungeheuren Eklat. Neu war nicht nur die Demontage der bürgerlichen Ehe durch die unkontrollierbare, durch nichts und niemanden begrenzbar (weibliche) Sexualität. Sensationell wirkten auch die Abwendung von der naturalistischen Kunstrichtung und der Übergang zum Surrealen und unaufhaltsam Modernen.

Jenseits jeder Moral

Es geht bei «Lulu» um die «Schauertragödie» einer Prostituierten, die ihre zahlreichen Männer hintergeht und ausnutzt, aber auch ihrerseits geschlechtlich ausgebeutet und von einem berühmten Lustmörder schliesslich sogar ausgeweidet wird. Wedekind verstand sich als Wegbereiter der Frauenemanzipation, setzte aber das Weibliche fast nur mit dem Körperlich-Geschlechtlichen gleich. Die Frau verkörpert das Animalische, und Lulu ist gemäss einem sie anpreisenden Liebhaber «das wahre Tier, das wilde, schöne Tier». Solche und viele andere Szenen wurden weniger als Sittenkritik denn als inhumane und perverse Fantasien des Autors aufgefasst; empörte Reaktionen des Publikums und der Zugriff der Zensur- und Justizbehörden blieben nicht aus. Verschiedene Gerichte stritten darüber, ob es sich beim Drama um eine unzüchtige, pornografische Schrift handle oder ob das schauerliche Ende die korrekten moralischen Absichten des Autors belege.

In den drei Akten des «Erdgeistes» durchlebt Lulu zwei eheliche Beziehungen und heiratet am Ende den Zeitungsbesitzer und Chefredaktor Dr. Schön, den sie liebt, seit er sie als Kinderprostituierte kennengelernt und an die beiden Ehemänner verkuppelt hat. Später erschiess sie Schön, worauf ihr Alwa – sein Sohn aus erster Ehe – hoffnungslos verfällt. In den drei Akten der «Büchse der Pandora» folgt der soziale Verfall von Lulu und Alwa, der durch einen Freier umgebracht wird, während sie in London dem Serienmörder Jack the Ripper zum Opfer fällt. Lulu lebt ihre Sexualität völlig ungehemmt und jenseits jeder Moral aus. Wer sich mit ihr einlässt, wird umgebracht oder bringt sich selber um. Doch ihre zerstörerische Sexualität richtet sich am Schluss gegen sie selber.

Frank Wedekind starb 1918 im Alter von nur 53 Jahren. Sogar seine Beerdigung geriet zum Skandal, weil mehrere Vertreterinnen des horizontalen Gewerbes mittrauerten. ○

FÜR STELLEN
MIT ZEIT-
GEMÄSSEN
ARBEITSTOOLS



DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
MEDICAL-SPEZIALISTEN



WWW.MEDICJOBS.CH

Über dem Zeitgeist

Im August 1991 starb in Poschiavo mit Wolfgang Hildesheimer ein Meister der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Höchste Zeit, sein schillerndes Werk wiederzuentdecken. Von Burkhard Jahn



«Total abgefahren»: Autor Hildesheimer.

Er hatte schon 1984 unter grosser öffentlicher Beachtung seinen Abschied vom Schreiben verkündet. Er wolle – so Wolfgang Hildesheimer damals – fortan nur noch malen. Die Gründe dafür waren schwerwiegende, von Pessimismus umschattete gewesen. Die Umsetzung hatte dann tatsächlich seiner lebenslangen Verwundung durch Nazi-Horror und Holocaust und seiner seismografischen Empfindung für den Totentanz einer in den Abgrund taumelnden Welt nicht Heilung, zumindest aber Milderung beschert.

Sein Werk ist ein schillerndes «Se non è vero, è molto ben trovato», das nach der so vielbeachteten wie heftig umstrittenen Mozart-Biografie von 1977 seine Perfektion finden sollte in seinem diabolisch perfekten, unglaublich gelehrten Meisterstück: in der 1981 zunächst auch als Biografie annoncierten, aber in Wahrheit durch und durch erfundenen Lebensgeschichte eines englischen Bildungsreisenden und Kunstbetrachters namens Marbot. Den hatte es nie gegeben. Ein fulminantes Fake neben all seinen brillanten Kunststücken, die – mal evident, mal verborgener – geprägt sind von dem, was ich «depressive Eleganz» nennen möchte.

Jedoch das Dunkle in dieser Prosa trübt so wenig, wie es betrübt. Es gründet nur die Schönheit eines Werkes, das bestimmt ist von einem Eros der Melancholie.

Seinen Wohnsitz hatte der lange von Erfolg Verwöhnte seit 1957 in Poschiavo, weit genug von Deutschland entfernt, nah genug einer ihm tröstlichen Italianità.

Der Dauerbrenner «Lieblose Legenden», die erst in Zeitschriften, schliesslich in erweiterten Fassungen bei Suhrkamp erschienen, hatte der bundesdeutschen Nachkriegsliteratur eine betörende Eleganz, einen unfasslich leicht dahingeworfenen Spott auf Kunst- und Geistesweltgetue der damaligen Mode, eine geradezu weltmännische Lockerheit und das Perlenpiel eines Zauberers entgegengesetzt.

Atemberaubender Erzähllust

Gleichwohl: Die Arbeit zuvor als Protokollführer und Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen war durch die Konfrontation mit den Biedermannsgesichtern der Mörder zum Trauma geworden, das bis in die beiden grossen Prosawerke «Tynset» und «Masante» mitschwingen sollte. Wer das Schrecklichste gesehen hat, der kann die Welt nie mehr ganz ernst nehmen. Und verbindet sich damit die Virtuosität eines betörenden Stils, haben wir den Stoff, aus dem die Hildesheimersche Literatur gemacht ist.

Gipfelnd in «Marbot», hat Hildesheimer ein ihm gemässes Universum geschaffen. Seine Theaterstücke gelten als deutschsprachige

Zeugnisse des absurden Theaters, und doch erschienen sie mir schon früh wie klammheimliche Satiren auf das absurde Theater. Auch hier folgte er nicht dem Zeitgeist, sondern stand über ihm.

Der bildende Künstler schuf Collagen in den letzten Lebensjahren, der Autor oft auch: virtuose Verarbeitungen des Zettelkastens und der Erinnerungen zu einem neuen, eindrucksvollen Ganzen. So überrascht nicht, dass Hildesheimer, der grübelnde Schlaflose in «Tynset», uns, seine Leser, teilhaben lässt, wie er eine wahrlich atemberaubende Geschichte seines Sommerbettes sozusagen aus dem Stand daherzaubert, eine durchkomponierte nocturne Fuge, gipfelnd im rasanten Pesttod

Wer das Schrecklichste gesehen hat, der kann die Welt nie mehr ganz ernst nehmen.

unter dem Mond der englischen Nacht anno 1522 im Wirtshausbett für sieben Schläfer. 27 Seiten atemberaubender Erzähllust.

Als wenige Jahre später die literaturwissenschaftlichen Seminare deutscher Hochschulen solcherlei lustvolles Fantasieren zum bürgerlichen Trödel erklärten, war «Masante» noch nicht geschrieben und behauptete sich dann ab seinem Erscheinen 1973 tapfer gegen den bilderstürmerischen Furor. In den letzten Lebensjahren ist es Hildesheimer verleidet, mit Entsetzen Spott zu treiben. Der Schriftsteller zeigt öffentlich seine Verletzlichkeit, erklärt nicht nur seinen Abschied vom literarischen Schreiben angesichts einer auf den Untergang zusteuernden Welt, sondern das Ende der Literatur überhaupt.

Vielleicht kann ich so weit gehen, die divergierenden Aspekte des Schriftstellers Hildesheimer – vom so leichtfüssigen Spott der frühen Texte bis zur gespenstisch plausiblen Wirklichkeitsvortäuschung in «Marbot» – in den Collagen seiner letzten Jahre im wahrsten Sinne des Wortes zu neuer, besänftigter Gestalt «zusammengeleimt» – eben collagiert – zu finden. Seine – unbewusst – letzte Collage heisst «Totentanz». In der folgenden Nacht stirbt Wolfgang Hildesheimer an einem Herzinfarkt. Er hätte es so erfinden können. Am 9. Dezember dieses Jahres wäre er hundert geworden.

Unlängst schwärmte mir eine junge Frau im Jargon ihrer Generation von einer Lesung aus den «Lieblosen Legenden» vor: Die Geschichten – so pries sie in höchsten Tönen – seien «total abgefahren». Vielleicht wird nun dem Autor Hildesheimer mit den Liebhaberinnen und Liebhabern des «total Abgefahrenen» eine neue Leserschaft erwachsen. – Wäre ja schön!

Burkhard Jahn ist Schauspieler und Regisseur. Er lebt in der Nähe von Zürich.

Wann der Pazifist töten muss

Dient Militärdienstverweigerung dem Frieden? Nicht unbedingt. Die Lehre der Gewaltlosigkeit erteilt im äussersten Fall die Lizenz zum Töten. Vorabdruck aus «Intellekt mich». Von Andreas Thiel



Die Umleitung des Angriffs.

Falsch verstandene Gewaltlosigkeit kann zu Verweigerung von Nothilfe oder zu Feigheit führen. Auch der Gewaltlose muss bereit sein, sein Leben für andere herzugeben. Die Frage, wann der Gewaltlose seine Gewaltlosigkeit aufgeben und kämpfen muss, behandelt die indische Philosophie ausführlich u. a. in der Bhagavad Gita.

Bei der Bhagavad Gita handelt es sich um einen Teil des Mahabharata, eines indischen Epos. Dieses indische Epos ist Homers «Ilias» vergleichbar. Die Bhagavad Gita ist eines der wichtigsten philosophischen Werke Indiens. Sie gehört nicht zu der klassischen altindischen Schriftensammlung, den Veden, sondern zu den späteren Schriften, welche die Veden erklären. Das Buch Bhagavad Gita gibt ein langes Gespräch wieder zwischen dem jungen General Arjuna und dem göttlichen Krishna, der ihm als Wagenlenker dient.

Feingeistige Lektion

Wir befinden uns mitten im Epos des Mahabharata, kurz vor einer grossen Schlacht, und der junge General Arjuna bittet den göttlichen Krishna, seinen Wagen zwischen die sich gegenüberstehenden Heere zu lenken, um einen Augenschein von den aufgestellten Truppen zu nehmen. Dabei sieht er Freunde, Brüder, Väter, Söhne, Enkel, Onkel und Neffen

sich als Feinde gegenüberstehen. Er lässt Krishna den Wagen zwischen den Fronten anhalten und bittet ihn um eine philosophische Belehrung. Denn er will lieber den Krieg kampflos aufgeben und alles verlieren, als zulassen, dass sich hier Freunde und Brüder in der Schlacht gegenseitig töten. Was folgt, ist eine feingeistige Lektion über das Prinzip der Gewaltlosigkeit.

Die indische Philosophie lehrt, dass der Gewaltlose die Unversehrtheit des Anderen immer höher bewertet als seine eigene, höher sogar als sein eigenes Leben. Das führt dazu, dass der Gewaltlose sich nicht wehrt, wenn er angegriffen wird. Lieber stirbt er, als dass er einem Angreifer mit einer allfälligen Verteidigung Schmerzen zufügen würde. Im besten Fall flieht er. Dies tut er aber nicht, um sich selbst zu schützen, sondern um den Angreifer vor einer schlechten Tat zu bewahren, die dessen Gewissen belasten könnte.

Etwas schwieriger ist es für den Gewaltlosen, wenn er als unbeteiligter Dritter Zeuge von Gewalt wird. Nehmen wir an, er gelangt an eine Schlägerei zwischen zwei Fremden. Der Gewaltlose muss jetzt nämlich drei Leben gegeneinander abwägen: das Leben der beiden Fremden und sein eigenes. Wieder wird er seinem eigenen Leben am wenigsten Gewicht beimessen und das Leben der beiden anderen

höher bewerten. Die Konsequenz, die er aus dieser Rechnung ziehen muss, ist, dass er sich zwischen die Kämpfenden stellt, um beide voreinander zu schützen, auch wenn er dabei alle Schläge einkassiert und sein eigenes Leben gefährdet.

So richtig interessant wird es allerdings erst, wenn der Gewaltfreie Zeuge einer Aggression eines Stärkeren gegen einen Schwächeren wird. Nach wie vor wird er seinem eigenen Leben keine Bedeutung beimessen. Selbst das Leben des Aggressors muss ihm mehr wert sein. Allerdings wird er das Leben des Opfers als noch schützenswerter befinden als das Leben des Täters. Der Gewaltlose stellt sich erneut zwischen die Parteien. Diesmal schützt er nicht beide voreinander, sondern er schützt bloss das Opfer vor dem Täter. Solange der Gewaltfreie einfach nur stellvertretend für das Opfer Prügel einstecken muss, ist die Sache noch einfach. Aber wenn der Täter bereit ist zu töten, steht der Gewaltfreie vor einem Dilemma. Denn das Leben des Opfers ist nur so lange sicher, wie auch er selber, der Gewaltfreie, am Leben bleibt. Dies ist der Moment, in welchem der Gewaltfreie beginnen muss, sich zur Wehr zu setzen, um sein eigenes Leben zu schützen. Er beginnt, das Opfer aktiv zu verteidigen.

Das höchste aller drei Leben

Bei der Verteidigung wird der Gewaltlose darauf bedacht sein, das Leben des Angreifers zu schonen, auch wenn dieser versuchen sollte, ihn zu töten. Allerdings, je tödlicher ein Angriff ausfällt, desto gefährlicher wird auch jede Verteidigung für den Angreifer sein. In letzter Konsequenz muss der Gewaltlose bei seiner Verteidigung den Tod des Angreifers in Kauf nehmen, um das höchste aller drei Leben, dasjenige des Schwächsten, zu schützen.

Der Gewaltlose muss also in letzter Konsequenz aus purer Gewaltlosigkeit heraus töten. Deshalb gibt es im Osten Mönche, die neben Philosophie und Meditation auch Kampfsport betreiben. Am reinsten verkörpert wird diese Philosophie der Gewaltlosigkeit wohl vom japanischen Aikido. Aikido versteht sich als rein defensiv. Es dient nicht dem Angriff, sondern nur der Verteidigung. Das Grundprinzip besteht in der Umleitung des Angriffs am Angriffsziel vorbei, wobei die Angriffsenergie höchstens noch leicht beschleunigt wird, damit der Angreifer stürzt.

Aikido kann tödlich sein. Aber nur, wenn der Angreifer mit solcher Wucht angreift, dass seine eigene Angriffsenergie für ihn selbst lebensgefährlich wird.



Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus Andreas Thiels neuem Buch «Intellekt mich» (Werd. 232 S., Fr. 39.-), das in diesen Tagen in den Handel kommt.



Grossartige Worthülsen.

Neuerscheinungen

Liebe, Glück, Grusel

Die Mode als Herrschaftsinstrument, eine Vegetarierin in Südkorea, drei gescheiterte 68er in Olten: die interessantesten Neuerscheinungen der Saison. Von Rolf Hürzeler und Sonja Klajnberg (Illustration)

Sachbücher

Strategien des Kremls



In den 300 Jahren seit dem frühen 17. Jahrhundert stellte die Romanow-Dynastie zwanzig russische Herrscher. Laut dem britischen Historiker Simon Sebag Montefiore hat die neue Autokratie Putins viel gemeinsam mit der Herrschaft der Zaren in der Vergangenheit: Beide werden von kleinen, undurchsichtigen Cliquen getragen, die durch hierarchische Klientelbeziehungen untereinander verflochten sind. Die Geschichte der Romanows ist damit ein Schlüssel zum Verständnis der aktuellen Strategien des Kremls. Darüber hinaus erzählt das Buch das packende Schicksalsdrama dieser legendären Dynastie. Die Romanows lebten in einer Welt von Familienrivalitäten, imperialen Ambitionen, sexuellen Exzessen und krankhaftem Sadismus: Da wurden Bräute vergiftet, Väter folterten ihre Söhne zu Tode, Söhne töteten ihre Väter, Ehefrauen brachten ihre Männer um. Die soziale Durchlässigkeit fehlte, und doch brachten es im Einzelfall Barbieri oder Bauern mit List und Machtinstinkt in die höchsten Positionen. Montefiore scheidet die makabren Einzelheiten nicht: Fleisch wurde aus Leichen geschnitten, Därme wurden durchbohrt, abgeschlagene Köpfe geküsst, Zungen herausgerissen – all das, was den zivilisierten Menschen das Gruseln lehrt.

Simon Sebag Montefiore: Die Romanows. S. Fischer. 1032 S., Fr. 48.90

Mythen der Gründungsjahre



Der Münchner Kulturanthropologe Michael Hochgeschwender ist überzeugt, dass sich die Eigenheiten amerikanischer Politik am besten mit den Mythen der Gründungsjahre erklären lassen: In den Jahren 1763 bis 1815 formten sich die USA in einem Emanzipationsprozess vom englischen Mutterland zu einer eigenständigen, zweiten, aber gleichzeitig jungen Nation. Diese Entwicklung war weniger geradlinig, als man heute glaubt. Zahlreiche Amerikaner sahen sich mit der Abspaltung als Verlierer und wandten sich gegen George Washingtons Unabhängigkeitsideal. Zumal hinter der Vertreibung der Briten weniger weltanschaulicher Idealismus

stand als vielmehr eine Vielfalt wirtschaftlicher Interessen.

Michael Hochgeschwender: Die Amerikanische Revolution – Geburt einer Nation 1763–1815. C. H. Beck. 512 S., Fr. 38.90

Stelzenlaufen und Entenpacken



Der britische Dokumentarfilmer Edward Brooke-Hitching hat sich skurrilen Sportarten der Vergangenheit angenommen. Dazu gehört etwa das Stelzenlaufen oder das eigenartige Fahnenmastsitzen – wer bleibt am längsten oben? Seltsam war auch die englische Entenhatz von alten Pubs, wo die Besucher im Wirtshaus eine Wette auf den Hund platzierten, der in einem nahen Gewässer am schnellsten eine Ente packte.

Edward Brooke-Hitching: Enzyklopädie der vergessenen Sportarten. Liebeskind. 200 S., Fr. 39.90

Was Frauen lieben



Die britische TV-Journalistin Tansy E. Hoskins stellt in diesem ungewöhnlichen Buch die Modebranche in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Sie sieht die Bekleidungsindustrie als ein raffiniertes Instrument der von ihr verabscheuten Klassengesellschaft. Die Mode ist aus dieser Sicht ein «Herrschaftsinstrument», das vor allem die Frauen lieben, ohne zu erkennen, dass es ihrer angeblichen gesellschaftlichen Unterdrückung dient. Und dennoch: Die Autorin selbst liebt die Haute Couture.

Tansy E. Hoskins: Das antikapitalistische Buch der Mode. Rotpunktverlag. 320 S., Fr. 27.90

Späte Ehre



Der Publizist Thomas Karlauf nimmt sich in dieser Biografie der späten Jahre des kürzlich verstorbenen Kanzlers Helmut Schmidt an. Erst nach dessen Rücktritt 1982 erkannten die Deutschen seinen wirklichen Wert als aussergewöhnlicher Politiker und verehrten ihn als einen Elder Statesman, der über den Zänkeereien der Tagespolitik stand. Schmidt erwies sich als politische Führungsfigur, ohne tatsächlich Macht auszuüben.

Thomas Karlauf: Helmut Schmidt – Die späten Jahre. Siedler. 560 S., Fr. 38.90

«Mitte-links-Embryo»



Der englische Erfolgsautor Ian McEwan hat mit «Nusschale» ein packendes Kammerstück geschrieben. Der Ich-Erzähler in seinem neuen Roman ist ein Embryo und kommentiert im mütterlichen Fruchtwasser die hässlichen Geschehnisse in seiner nächsten Umgebung. Seine Mutter hat nämlich ein Verhältnis mit ihrem Schwager. Mehr noch: Das Paar will den Kindsvater ermorden, einen schrulligen Dichter, um an dessen verfallenes, aber schändlich teures Londoner Haus zu kommen. Der «Mitte-links-Embryo», wie ihn McEwan politisch einordnet, bekommt diese Verschwörung als unfreiwilliger Zeuge mit und steht vor der Frage, ob es sich lohnt, in eine solche Welt zu kommen: Sein oder Nichtsein? Die existenzielle Frage aus Shakespeares «Hamlet» stellt sich dem werdenden Menschen.

Ian McEwan: Nusschale. Diogenes. 288 S., Fr. 25.90

Aspirant auf die Hölle



Die Idee ist so witzig, wie sie tönt: Sibylle Lewitscharoff lässt in Rom 34 Dante-Forscher über die «Divina Commedia» palavern, Dantes Vorstellung vom Leben nach dem Tod. Einer von ihnen ist der Skeptiker Gottlieb Elsheimer, Frankfurter Romanist und nach eigener Einschätzung eher ein Aspirant auf die Hölle als für das ewige Glück. Ihm erscheint die Ausgelassenheit seiner gelehrten Kollegen zusehends seltsam: Als die Kirchenglocken das Pfingstfest einläuten, bahnt sich ein Ereignis unbegreiflicher Art an – die Forscher entschweben in Richtung Himmel. Die Hauptrollen in Lewitscharoffs neuem Roman spielen die grösste Komödie der Weltliteratur, das Seelenheil von 34 Dante-Gelehrten und ein anrührender Erzähler, der um Bodenhaftung bemüht ist.

Sibylle Lewitscharoff: Das Pfingstwunder. Suhrkamp. 350 S., Fr. 31.90

Auf dem Weg zur Pflanze

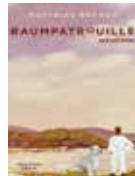


Der mit dem Man-Booker-Preis gewürdigte Roman ist eine groteske Geschichte über den Ausbruch einer südkoreanischen Frau aus den Fängen ihrer konservativen Gesellschaft. Die vom Leben und von sich selbst gelangweilte Yeong-Hye entscheidet sich eines Tages, als Vegetarierin zu leben – hierzulande schon fast bieder, in Südkorea anscheinend revolutionär. Dieser Schritt ist für die Umgebung

der Protagonistin zudem insofern überraschend, als diese bisher durch nichts als charakterliche Leere aufgefallen ist. Je mehr Ablehnung Yeong-Hye erfährt, desto stärker radikalisiert sie sich. Zuerst entfernt sie alle tierischen Produkte aus ihrem Haushalt. Dann provoziert sie, indem sie sich in der Öffentlichkeit entblösst. Denn Yeong-Hye hat nichts mehr zu verlieren – sie will ohnehin eine Pflanze werden.

Han Kang: Die Vegetarierin. Aufbau. 190 S., Fr. 27.90

Kanzler und schräge Vögel

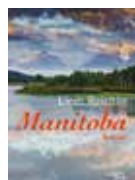


Der Kanzlersohn und Schauspieler Matthias Brandt brilliert in seinem ersten Buch mit einer Reminiszenz an seinen berühmten Vater Willy. Aus kindlicher Sicht beschreibt er sein Leben in den siebziger Jahren. Matthias Brandt wuchs in Bonn auf, seine Aufmerksamkeit gewinnen unbekannte Leute und andere, die ältere Leser an die vergangene Bonner Republik erinnern. Da ist zum Beispiel ein alter schräger Vogel, der Ex-Kommunist Herbert Wehner. Daneben tritt ein Postbote auf, eine von Kriegserlebnissen verstörte Religionslehrerin oder ein gewisser Herr Lübke von nebenan. Der 55-jährige Matthias Brandt hat ein anrührendes Buch geschrieben, das Familiengeschichte ist und gleichzeitig die jüngste politische Vergangenheit beleuchtet.

Matthias Brandt: Raumpatrouille. Kiepenheuer & Witsch. 176 S., Fr. 26.90

Schweizer Literatur

Auf den Spuren der Vorfahren



Die Arapaho-Indianer zählen heute weniger als 7000 Stammesangehörige; sie leben in den nördlichen US-Bundesstaaten und führen Wettspielcasinos. Der Schweizer Autor Linus Reichlin lässt seinen Erzähler im neuen Roman «Manitoba» in ihr Lebensgebiet reisen, um nach den Spuren seines Urgrossvaters zu suchen, der angeblich ein Indianer gewesen sein soll. Seine Mutter vertraute ihm die Geschichte dieses Vorfahren als ein Familien-

Die Arapaho-Indianer haben keineswegs auf den europäischen Besucher gewartet.

geheimnis an. Die Reise zu den Arapaho erweist sich naturgemäss als tückisch, denn diese haben keineswegs auf einen weiteren europäischen Besucher gewartet.

Linus Reichlin: Manitoba. Galiani. 288 S., Fr. 28.90

Grossartige Worthülsen



Im neuen Mundartroman von Pedro Lenz kommt das Leben von drei «Liiribänzen» – Schwadronierern – durcheinander: Zwei gescheiterte 68er Künstler bringen sich in Olten schlecht und recht durch, dazu gesellt sich der Möchtegernschriftsteller Jackpot, der immer noch nicht ganz zu sich und der Welt gefunden hat. Die junge Kunststudentin Fanny bringt das Leben der drei durcheinander, zumal sich Jackpot kopfüber in sie verknallt und sie «sein Eigen» nennen möchte, was bei ihr auf wenig Verständnis stösst. Dieser Mundartroman hat bei der Kritik viel Applaus gefunden; Pedro Lenz versteht es meisterhaft, die Nöte und Zwänge von Menschen hinter den grossartigen Worthülsen im heimatlichen Idiom aufblitzen zu lassen.

Pedro Lenz: Di schöni Fanny. Cosmos. 182 S., Fr. 31.90

Panoptikum des Zürcher Bürgertums



Die Schriftstellerin Bruna Moehl hat ein monumentales Werk über den Aufstieg des mittellosen Georg Keller geschrieben, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Aufstieg in die besseren Kreise des Bürgertums schafft. Dabei ist ihm das Glück hold, denn die Witwe eines reichen Seidenhändlers lacht ihn an. Doch die politischen Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Stadt und Land bringen sein Glück in Gefahr. Moehl hat ein farbiges Panoptikum des Zürcher Bürgertums vor 150 Jahren geschaffen – mit all den Intrigen und Heucheleien, die in jenen Kreisen zum guten Ton gehörten.

Bruna Moehl: Taumel am Abgrund. Zytglogge. 599 S., Fr. 37.90

Vor der Katastrophe



Ein vielbeachteter Exkurs von Christian Kracht über die Fährnisse der Weimarer Republik und die frühe Nazizeit. Die Filmkultur erlebte damals ihre erste Blüte. Der fiktive Schweizer Regisseur Emil Nägeli sollte für den Medienunternehmer Alfred Hugenberg einen Film in Japan drehen, in dem der deutsche Komödiant Heinz Rühmann eine Paraderolle zu übernehmen hätte. Inspiriert vom Gesellschaftskritiker Siegfried Kracauer, kommt Regisseur Nägeli auf die Idee, in Japan mit Hugenbergs Ufa-Geld einen Gruselfilm zu drehen. Dieser soll die Katastrophe vorwegnehmen, die sich wegen Deutschland in der Welt anbahnt. Eine abenteuerliche Geschichte, in der Kracht seine fiktive Welt mit Historischem verwebt.

Christian Kracht: Die Toten. Kiepenheuer & Witsch, 224 S., Fr. 28.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Hell or High Water	★★★★★
	Regie: David Mackenzie	
2	La fille inconnue	★★★★☆
	Regie: Jean-Pierre u. Luc Dardenne	
3	Willkommen bei den Hartmanns	★★★★☆
	Regie: Simon Verhoeven	
4	Frantz	★★★★☆
	Regie: François Ozon	
5	War Dogs	★★★★☆
	Regie: Todd Phillips	
6	Doctor Strange	★★★★☆
	Regie: Scott Derrickson	
7	Die Welt der Wunderlichs	★★★☆☆
	Regie: Dani Levy	
8	Bridget Jones's Baby	★★★☆☆
	Regie: Sharon Maguire	
7	American Honey	★★★☆☆
	Regie: Andrea Arnold	
9	Snowden	★★★☆☆
	Regie: Oliver Stone	
10	The Girl on the Train	★★★☆☆
	Regie: Tate Taylor	

Kinozuschauer

1 (1)	Doctor Strange	21 572
	Regie: Scott Derrickson	
2 (-)	Willkommen bei den ...	18 261
	Regie: Simon Verhoeven	
3 (2)	Bridget Jones's Baby	14 667
	Regie: Sharon Maguire	
4 (3)	The Girl on the Train	11 832
	Regie: Tate Taylor	
5 (5)	Trolls (3-D)	11 289
	Regie: Mike Mitchell, Walt Dohrn	
6 (4)	Inferno	10 627
	Regie: Ron Howard	
7 (6)	Finding Dory (3-D)	8 762
	Regie: A. Stanton/A. MacLane	
8 (9)	Storks (3-D)	6 109
	Regie: Nicholas Stoller, Doug Sweetland	
9 (-)	Hell or High Water	5 053
	Regie: David Mackenzie	
10 (7)	The Accountant	4 657
	Regie: Gavin O'Connor	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Ice Age 5 – Kollision voraus! (Fox)
2 (-)	Central Intelligence (Universal)
3 (-)	Stolz und Vorurteil und ... (Ascot Elite)
4 (3)	Warcraft: The Beginning (Universal)
5 (-)	Der König der Löwen (Disney)
6 (1)	Outlander – Staffel 2 (Sony)
7 (-)	Blood Father (Impuls)
8 (2)	Conjuring 2 (Warner)
9 (4)	The First Avenger – Civil War (Disney)
10 (6)	The Nice Guys (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Hans Guckindieluft: Bobby Dorfmann (Jesse Eisenberg, l.) in Hollywood.

Kino

Hübsch wie eine Musikdose

Woody Allen dreht und dreht und kehrt zu seiner Welt im Kleinen zurück. «Café Society» ist Nostalgie pur, gespickt mit jüdischem Witz. Von Wolfram Knorr

Woody Allen (80) lässt nicht locker: «Meine Eltern sind rund hundert Jahre alt geworden. Wenn ihr hohes Alter genetisch bedingt ist und ich so lange durchhalte, dann werde ich wohl auch weiterhin einen Film pro Jahr drehen. Ideen habe ich jedenfalls mehr als genug.» Er hält Wort, er dreht. Über sechzig Filme sind es bisher, nicht mitgerechnet jene, in denen er unter fremder Regie mitwirkte, und die Miniserie für Amazon («Crisis in Six Scenes»).

Auch scheint sein Hang zu Höherem, zu Bergman («Er ist so traurig und schwermütig»), Shakespeare und Co., nachgelassen zu haben. Er ist wieder zur Welt im Kleinen zurückgekehrt, sein jüdischer Underdog-Witz hat wieder den vertrauten Charme seiner frühen Filme («Annie Hall», 1977). In «Café Society» wird das durch Allens Erzählstimme noch verstärkt. Und so hebt er an und erzählt eine Geschichte aus den mondänen dreissiger Jahren, als in Hollywood der Starkult glänzte und in New York die Gangster ihr blutiges Unwesen trieben.

Bobby Dorfman (Jesse Eisenberg) und sein Bruder Ben (Corey Stoll), Sprösslinge einer jüdischen New Yorker Familie, sind unter der Fuchtel von Mama Rose (Jeannie Berlin). Ben ist ein energischer, rigoroser Pragmatiker. Wer ihm beim Aufstieg in die Quere kommt, wird liquidiert, es kann auch mal ein Nachbar sein, der seine Schwester Evelyn (Sari Lennick)

nervt. Bobby dagegen ist ein liebenswerter Hans Guckindieluft, der von einer strahlenden Karriere träumt. Mutter Rose vermittelt ihn an ihren Bruder Phil (Steve Carell), einen erfolgreichen Hollywood-Agenten. Der will von dem Jungspund vorerst nichts wissen und verweist ihn deshalb weiter an seine Sekretärin Vonnie (Kristen Stewart), die dem Novizen die Glamour-Welt zeigen soll.

Bobby verliebt sich Knall auf Fall in das Mädchen, das allerdings – man befindet sich in Lala-Land – ein doppeltes Spiel treibt. Vonnie ist die Geliebte von Phil. Und als der bereit ist, sich scheiden zu lassen, um Vonnie zu heiraten, fällt Bobby aus allen Wolken, kehrt nach New York zurück und steigt bei seinem Bruder Ben als Grüssaugust im Nachtclub «Café Society» ein. Und während Bobby mit Eleganz den Laden zu managen beginnt und sogar eine neue Liebe findet, die schöne Veronica (Blake Lively), besuchen ihn eines Tages Vonnie und ihr Gatte Phil.

Klingt nicht gerade aufregend, aber wie Allen Blauäugigkeit und Pragmatismus einander gegenüberstellt und beides als letztlich vergeblichen Don-Quichotte-Kampf mit den Erfolgswängen des Daseins karikiert, ist schöner alter Allen. Das Leben, sagt Bobby mal, sei eine Komödie, von einem Sadisten geschrieben. Sie in nostalgische Seligkeit zu

kuscheln, mit mondäner Art-déco-Zeitgeist auszustatten, erinnert an eine Musikkdose mit Vonnie und Veronica als sich drehenden Tänzerinnen darauf. Bobby und Vonnie und Veronica und Ben sind Traumwandler zwischen Gefühl und Lebenshärte, ständig mit den wahren Verhältnissen kollidierend. Am Ende wartet auf Ben der elektrische Stuhl, weshalb er sich entschliesst, Christ zu werden («Weil die ein Jenseits haben»). Darauf jammert die Mama: «Mein Sohn, ein Mörder und Christ. Ich weiss nicht, was schlimmer ist!» ★★★★★☆

Weitere Premieren

Mapplethorpe: Look at the Pictures — Er war einer der umstrittensten Fotografen, vor allem wegen seiner hemmungslosen Männerakte. Der republikanische Senator Jesse Helms wettete gegen die «reine Pornografie». Doch die Bilder von Robert Mapplethorpe, der 1989 mit gerade mal 42 Jahren an Aids starb, waren das eben nicht, auch wenn manche noch heute ziemlich verstörend sind. Weniger bekannt sind seine Blumenmotive und magischen Porträts. Fenton Bailey und Randy Barbato («Inside Deep Throat») haben in einer umfassenden Dokumentation den Fotokünstler porträtiert, die Familie, ehemalige Freunde und Wegbegleiter interviewt und seinen Aufstieg in die Kunst nachgezeichnet. ★★★★★☆



Aufstieg: Fotograf Mapplethorpe.

Fragen Sie Knorr

«Doctor Strange», der neue Superhelden-Hit, gilt als Traditionsfigur bei Marvel. Ich habe im Internet nichts Relevantes gefunden. Ist es reine PR, oder stimmt das?

K. L. Morschach

1963 wurde die Figur von Steve Ditko und Stan Lee kreiert. Der Hauptgrund war, die Love-and-Peace-und-Drogen-Szene und die



Mystizismus-Welle aufzugreifen. Auf die Idee, ihn nicht einfach «Mr.», sondern eben «Doctor» zu nennen, kam Stan Lee. Doktoren sind im Comic negativ besetzt, weil sie geheimnis-

Jack Reacher: Never Go Back — Mit seinem Super-Ex-Militärcop Jack Reacher gelingen Lee Child fast immer Bestseller. Doch die Figur neigt in ihrer Perfektion auf die Dauer zur



Mittelmass: Jack Reacher (Tom Cruise).

Langeweile. Kein Grund für Hollywood, den Helden nicht auf die Leinwand zu bringen. Mit Tom Cruise wurde sie prominent besetzt, ragt aber trotzdem nicht so richtig aus dem Mittelmass heraus. Das war beim ersten Film (2012) so und ist jetzt beim zweiten Auftritt nicht viel besser. Diesmal deckt Reacher eine Verschwörung in der US-Armee auf und muss sich auch noch mit einer Vaterschaftsklage herumschlagen. ★★★★★☆

La danseuse — Biopic der bizarren Tänzerin Loïe Fuller (gespielt von der Sängerin Soko), die aus der amerikanischen Hinterwelt als Tochter eines Rodeoreiters 1892 nach Paris kam, besessen vom Tanz, obwohl sie sich körperlich nicht gerade dazu eignete. Hartnäckig kreierte sie etwas völlig Neues: fulminante Licht- und Stoff-Kaskaden. Damit wurde sie zum umjubelten Belle-Epoque-Star. Sie war die Wegbereiterin des Ausdruckstanzes, der Isadora Duncan berühmt machte. Im Film wird Isadora verkörpert von Johnny Depps Tochter Lily-Rose Depp. Stéphanie Di Giusto interpretiert Fullers Leben als düsteres Seeleninferno. ★★★★★☆

volles Wissen besitzen und die Helden schwer in die Bredouille bringen. Das schien Lee die richtige Voraussetzung für einen Helden, der über die magische Heilkunst okkulte Fähigkeiten erlernt und in innere Galaxien vorstösst – also das radikale Gegenstück zu Superman. Die grafisch gelungenen Darstellungen wurden natürlich als Trips gesehen. Lee und Ditko hätten ihre Inspirationen durch Halluzinogene erhalten. Der Erfolg war programmiert.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

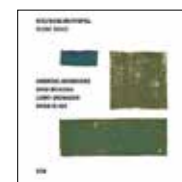
Jazz

Lieder ohne Worte

Von Peter Rüedi

Das Quintett, mit dem der österreichische Gitarrist Wolfgang Muthspiel seine jüngste CD mit dem sprechenden Titel «Rising Grace» eingespielt hat, ist eine Gruppe von grossen Melodikern (um nicht zu sagen Melomanen). Sie schaffen auf der Basis von (bis auf eine) lauter Originalkompositionen des Leaders bezwingend poetische, harmonische Musik – aber nicht um den Preis einer «voreiligen Versöhnung», auch nicht im Sinne einer solistischen Prachtentfaltung, obwohl die Prominenz der Beteiligten solches nahelegte. Es ist eine entspannte kollektive Musik, in welcher jeder mehr an den Zusammenhang denkt als an Selbstverwirklichung, das heisst, in der beides zusammenfliesst in die synergetische Gesamtwirkung, die grösser ist als die Summe der einzelnen Teile.

Das Primat der Melodie gilt noch für den Schlagzeuger des Unternehmens, den filigranen, für sein Umfeld ungewöhnlich wachen und stets überraschend inspirierenden Brian Blade; für den grössten Star der Gruppe, den Pianisten Brad Mehldau, gilt es erst recht und für dessen langjährigen Bassisten Larry Grenadier, einen sparsamen und «singenden» Instrumentalisten, nicht weniger. Für die meisten der überraschendste «Vokalist» hier dürfte der Trompeter Ambrose Akinmusire sein, auf seinem Instrument zweifellos einer der *rising stars* zurzeit. Er spielt ein technisch vollkommenes und gleichzeitig von jeglicher Effekthascherei freies Horn mit einem vollen, geraden Ton, ohne jede Oberflächenbearbeitung, mit viel Luft, viel Sparsamkeit, viel Poesie (nicht unähnlich Art Farmer oder Johnny Coles). Muthspiel legt auf dem elektrischen wie dem sechssaitigen akustischen Instrument seinerseits mehr Wert auf Intensität und Intimität als auf Brillanz. In seiner aufmerksamen und dicht verwebten Polyphonie ist dies ein Album von fünf Geschichtenerzählern. Mit Muthspiel zu sprechen: «Ich mag es, wenn meine Kompositionen die Qualität von Songs haben [...], und ich denke, jeder in der Gruppe teilt diese Liebe zum Song.» Lieder ohne Worte also, behutsam entwickelt, herzergreifend vorgeführt, reich an Ober- und Untertönen.



Wolfgang Muthspiel: Rising Grace (feat. Ambrose Akinmusire, Brad Mehldau, Larry Grenadier, Brian Blade). ECM 2515 4797962

Führer mit Mehrwert

Innovatives von Peter Bühler; Opernhaus-Leitung mit goldenem Händchen. Von Hildegard Schwaninger



Lob: Autor Bühler, Moderator Ackeret.

Wenn zu einer Buchpräsentation 260 Gäste kommen, muss der Autor interessant oder erstklassig vernetzt sein. Als Peter Bühler ins Restaurant «Carlton» lud, um seinen neuen Stadtführer «Zürich – Welcome Home» vorzustellen, herrschte ein Riesengedränge. «Baur au Lac»-Direktor Wilhelm Luxem war anwesend wie auch «Platzhirsch»-Chefin Sigi Gübeli, die zwei Tage vorher den «Pink Monday», das Oktoberfest für Schwule, organisiert hatte, wie immer mit Riesenerfolg: «Ich hatte schon am nächsten Tag sieben Hotelreservierungen für das nächste Jahr, sogar aus Norwegen.»

Uhrenhändler und Hobby-Imker René Beyer folgte Bühlers Einladung und schenkte dem Gastgeber ein Glas Honig aus eigener Produktion. Matthias Ackeret moderierte den Abend und lobte den Mehrwert des Inside-Guide: Das



Eigener Honig: Uhrenhändler Beyer.

Buch kostet Fr.39.90, mit den «Invite a Friend»-Gutscheinen, die dem Buch beiliegen, amortisieren sich die Kosten schnell. In dreissig Hotels, Restaurants («Hato», «Alice Choo», «Madonna») und Spas («Atlantis by Giardino») gibt es Vergünstigungen für die Begleitperson, in Museen (Kunsthhaus, Fifa-Museum, Rietberg-Museum) sowie in allen Arthouse-Kinos ist beim Kauf eines Billetts das zweite gratis.

Peter Bühler ist ein innovativer, kreativer Unternehmer. Und er ist bienenfleissig. Um diesen Zürich-Inside-Guide auf die Beine zu stellen, hatte er 1500 Meetings. Sein Auto ist vollbeladen mit Zürich-Guides. Er kutschiert durch die Stadt und liefert die Bücher selber aus. Früher war Peter Bühler Koch, er lernte bei Agnes Amberg. «Als 21-Jähriger wurde ich dort Küchenchef und habe das Lokal von 14 auf 17 Gault-Millau-Punkte gebracht, dann ging ich nach New York, dort lernte ich die «Alles ist möglich»-Mentalität kennen, die bis heute mein Motto ist.» In New York war Bühler eine Zeitlang Privatkoch bei Bürgermeister Ed Koch, wie er in Zürich Privatkoch bei Verleger Max Frey war.

Peter Bühler musste sich immer etwas einfallen lassen, um Geld zu verdienen. Er hat eine Familie mit zwei Kindern (11 und 17) zu ernähren. «Meine Frau unterstützt mich.»

Das Buch ist tagesaktuell. 250 QR-Codes vernetzen den User mit dem Tagesgeschehen. Kino- und Theaterspielpläne sowie Veranstal-

tungskalender werden ständig aktualisiert, die QR-Codes bieten sechzig Stunden Entertainment (ein Hörbuch, Konzerte, eine ganze Oper).

«Ich sehe mich als Dienstleister», sagt Peter Bühler, der mit «Zürich – Welcome Home» das Printmedium mit der Digitalwelt optimal verbindet. Zürich Tourismus konnte er für seine Idee nicht erwärmen. Direktor Martin Sturzenegger war an einer Zusammenarbeit nicht interessiert, der frühere Direktor Elmar Ledergerber hat Peter Bühler nicht einmal geantwortet. Dafür postete die für Neues immer offene Manuela Leonhard, rechte Hand der Stadtpräsidentin Corine Mauch, auf LinkedIn, ihr gefalle «die Zürich-Bibel».

Während die Zürcher Tonhalle mit jungen Dirigenten kein grosses Glück hat (der Vertrag mit Lionel Bringuier, 1986 geboren, wird nicht verlängert, eine Findungskommission ist unterwegs auf der Suche nach einem Nachfolger), beweist das Zürcher Opernhaus ein goldenes Händchen bei der Wahl von jungen Talenten des Taktstocks. In der neuen Produktion «Die Entführung aus dem Serail» von Mozart steht der 1988 geborene Russe Maxim Emelyanichev im Orchestergraben. Jung ist auch die Inszenierung (Regie: David Hermann), wo es um Liebe, Treue, Eifersucht geht, den Jungen vertraute Themen, und wo auf die Zwischentexte, die manche Opern dämlich erscheinen lassen, verzichtet wird. Ausserdem stehen auf der Bühne



«Entführung aus dem Serail»: Sängerin Peretyatko.

zwei Topmodel-Schönheiten: die Russin Olga Peretyatko als Konstanze, die Kanadierin Claire de Sévigné als Blondchen. Die Zeit der Schlachtrösser-Primadonnen scheint endgültig vorbei. Mit dem 1980 geborenen Deutschen Cornelius Meister hat Zürich einen anderen jungen Dirigenten, und auch der von Direktion wie Publikum geschätzte Grieche Teodor Currentzis, Chefdirigent in Perm, ist mit Jahrgang 1972 für einen Dirigenten noch jung. Die nächste Premiere, «Messa da Requiem» von Giuseppe Verdi, getanzt vom Opernhaus-Ballett, wird mit Spannung erwartet. Hier steht Generalmusikdirektor Fabio Luisi am Dirigentenpult – mit 57 Jahren in diesem Kontext bereits ein älterer Herr.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Glücklich, weil fit

Die PR-Frau Ann Siritharanakul, 33, und der Immobilienmakler Chris Kwon, 32, haben kürzlich geheiratet. Die Honeymoon-Reise traten sie ausgehungert an.



«Bewährungsprobe schlechthin»: Brautpaar Kwon-Siritharanakul.

Ann: Das Schönste kam nach der Hochzeit: lange Flitterwochen in Europa. Der Eiffelturm in Paris, die Spanische Treppe in Rom und ein Dutzend andere Wahrzeichen der grossen Städte bildeten die romantischen Höhepunkte unserer ersten Reise als Ehepaar. Mein Mann sagt, es seien eher die vielen Steaks, die Pasta, die Schokoladentorten gewesen. Ich muss zugeben: Wir assen extrem viel, doch davon später. Man lernt sich gut kennen, wenn man derart lange und ohne andere soziale Kontakte zusammen ist. Gleichzeitig verbringt man so die schönste Zeit seines Lebens. Mehr Glück kann es eigentlich nicht geben.

Chris: Wir konnten erst entspannen, als wir im Flieger sassen. Die Hochzeitsplanung war gigantisch, über 150 Gäste nahmen am Fest teil. Wir sind beide Perfektionisten. Als Farbmotto hatten wir verschiedene Rosé-Töne, Weiss und Grau, als Hauptfarbe aber ein kräftiges Fuchsia gewählt. Die Tische waren mit grossen Orchideenbouquets und vielen kleinen Vasen dekoriert, in denen die Kreationen eines Floristen steckten. Die Blumen waren nebst dem Dinner der grösste Kostenpunkt. Elegant gedeckt war der Ballraum mit seinem extrem hohen Dach aus Glas. Nach der Zeremonie im Freien und einem Apéro, bei dem der Champagner in Strömen floss, sassen wir mit unseren nächsten Verwandten an einer Tafel in der Mitte des Saals, und rundherum sassen an dreissig runden Tischen unsere Gäste.

Ann: Tausend Details mussten im Vorfeld besprochen, getestet und entschieden werden –

schlimmer, als wenn man ein Haus baut, denn bei einem Hochzeitsfest sind Korrekturen im Nachhinein nicht mehr möglich. Und wenn Dinge bei einem gut organisierten Event schief laufen, fällt das natürlich viel mehr auf, als wenn bereits von Anfang an Chaos herrscht.

Chris: Wie auch immer, die grösste Herausforderung war sowieso ihr Kleid. Mein Gott: Das war die Bewährungsprobe schlechthin. Nach dreitausend Stunden

Recherchierarbeit und unzähligen Anproben war es gefunden: ein Traum in Weiss. Aber das war eigentlich nur der Anfang.

Ann: Sechs Monate später wurde ich von meinem Fitnessstudio zum Member des Jahres gekürt. Warum? Weil niemand härter trainiert und keine den Körper besser konturiert hat als ich. Logisch, wollte ich am grossen Tag eine extrem gute Figur machen, aber das ist nicht umsonst zu haben.

Chris: Acht Monate vor der Hochzeit gab es nur noch gesundes Essen. Wir träumten von Crêpes in Paris und Pasta in Rom. Tatsächlich sah Ann nicht nur am Hochzeitstag, sondern auch in der Hochzeitsnacht wunderschön aus.

Ann: Nach unseren Flitterwochen startete ich sofort wieder mit dem Fitnessprogramm. Will man Mutter werden, ist es extrem wichtig, dass der Körper vorher gut trainiert ist, denn dann setzen ihm die Strapazen der Schwangerschaft – aus ästhetischer Sicht – weniger zu.

Protokoll: Franziska K. Müller

Beichtstuhl

Von Andreas Thiel — Die Welt ist voller Sünder.

Umweltsünder: Heiliger Vater, ich habe gesündigt. Ich habe beim Zähneputzen das Wasser laufen lassen.

Beichtvater: Zur Strafe betest du heute Abend vor dem Zubettgehen dreimal die Energiestrategie 2050 herunter. Dann wird dir der Bundesrat vergeben.

Ernährungssünder: Heiliger Vater, ich habe gesündigt. Ich habe heute zum Frühstück Spiegelei mit Speck gehabt, zum Znüni ein hartgesottenes Ei mit Salz, zum Zmittag einen Wurst-Käse-Salat, zum Zvieri eine Cremeschnitte, zum Feierabend zwei Bier, zum Znacht eine Bratwurst mit Pommes frites und einen halben Döle und dann noch einen Williams.

Beichtvater: Solange du nicht den Glauben an den Klimawandel verlierst, wird dir die Bundesstelle für Gesundheitsprävention vergeben. Zur Wiedergutmachung folgst du an den nächsten drei Abstimmungssonntagen den Empfehlungen des Bundesrates.

Steuersünder: Heiliger Vater, ich habe gesündigt. Ich habe diverse private Mittagessen, einige Weinkäufe und mehrere Blumensträusse für meine Frau als Geschäftsauslagen von den Steuern abgezogen.

Beichtvater: Zur Strafe denunzierst du drei weitere Steuersünder, und die OECD vergibt dir.

Verkehrssünder: Heiliger Vater, ich habe gesündigt. Ich habe falsch geparkt.

Beichtvater: Zur Strafe zahlst du eine hohe Busse und machst eine Wallfahrt zu Fuss mit dem Müll zum nächsten Entsorgungshof.

Sprücheklopfer: Heiliger Vater, ich habe gesündigt. Ich habe am Stammtisch gesagt, die Frau gehöre an den Herd.

Beichtvater: Zur Strafe wählst du ab sofort den teuersten Strommix, und das Gleichstellungsbüro drückt noch einmal ein Auge zu.

SVP-Wähler: Heiliger Vater, ich habe die SVP gewählt.

Beichtvater: Zur Strafe wählst du bei den nächsten Wahlen Rot-Grün, und das SRF wird dir vergeben.



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Ohne Firlefanzen

Von Peter Rüedi



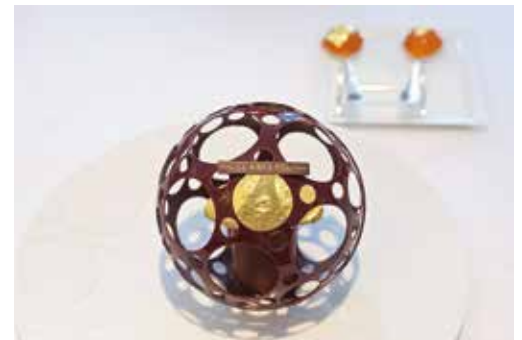
Die Weine der Welt sind ein Ozean, den zu befahren die Möglichkeiten von Herman Melvilles Captain Ahab weit überstiege. Auch wer beruflich mit Wein etwas zu schaffen hat, kann sich keinen halbwegs vollständigen Überblick anmassen. In der Regel nimmt er gerade die Spitzen der Eisberge wahr. Wenn er Glück hat. Und da nun mal die Kapazitäten auch eines professionellen Verkosters limitiert sind und das Jahr im besten Fall 366 Tage hat, würde man meinen, der Wein-Scout würde sich auf das beschränken, was er nicht oder noch nicht kennt. Ist aber nicht so. Denn erstens steckt in jedem Spezialisten auch ein gewöhnlicher Weintrinker, der seine Vorlieben hat und mitunter gern zu seinen ersten Amouren zurückkehrt.

Zweitens ist jeder Wein, zumindest jeder Jahrgang, ein Unikat. Nur Coca-Cola schmeckt immer gleich. Drittens sind die Besonderheiten, über die zu schreiben und nachzudenken reizvoll ist, nicht unbedingt das, was ein Weinkenner alle Tage selber trinkt. Die Alltagstauglichkeit ist, bei den Weinen wie bei den Speisen, ein oft übersehenes Kriterium. Kurz, im Gegensatz zu einigen Etikettentrinkern wäre mir die Vorstellung, ich müsste täglich eine Flasche Pétrus wegputzen, schrecklich (ohne dass ich mich dabei wie der Fuchs unter den sauren Trauben fühlte). Der Merlot hat viele Gesichter, und eines davon schaut mich besonders freundlich aus einer Flasche an, die «I Trii Pin» heisst und von Mauro Ortelli in Corteglia bei Mendrisio stammt. Sie kostet ab Betrieb 14 Franken und ist einer meiner bevorzugten Hausweine, ideal zu Tessiner Wurstwaren, in der besonders gelungenen Version 2015 aber erst recht auch zu einem Brasato oder Ossobuco. Der «Trii Pin» ist ein fadengrader, aber gehaltvoller Roter aus dem Stahltank. «No Barrique, no Firlefanzen». Ein pures Vergnügen, das einem auch nach der x-ten Flasche nicht verleidet. 2015 war ein gutes, aber nicht sehr ertragreiches Jahr. Also schnell bestellen – wenn's denn nicht doch ein Pétrus für 3350 Franken sein soll (laut «Vinfox» billigstes Angebot in der Schweiz beim 2009er).

Mauro Ortelli: I Trii Pin Merlot Ticino DOC 2015.
13%. Ortelli, Corteglia. Fr. 14.–. info@ortellimauro.com

Essen in Paris (II)

Das «Epicure» im Traditionshotel «Le Bristol» vereint Geschmack, Handwerk und Luxus auf höchstem Niveau. Von David Schnapp



Umfassende geschmackliche Eleganz: Eric Fréchon.

Eric Fréchon ist zufrieden. Es dauerte nicht lange, in seiner Küche ein Foto von ihm zu machen, und er lobt die Effizienz, mit der die Sache erledigt werden konnte. Fréchon, 52, ist ein hervorragender Koch, Mitglied im erlauchten Kreis der «Meilleurs Ouvriers de France» – so die Auszeichnung für aussergewöhnliche Vertreter der verschiedenen Handwerke. Aber Fréchon ist auch ein angenehm zurückhaltender Mann, der weiss, dass seine Stärken in der Küche und nicht im Posieren für Fotografen liegen.

Seit 2009 gehört das Restaurant «Epicure» im Pariser Luxushotel «Le Bristol» zum Kreis der Dreisternelokale; die 2015 erstmals publizierte Welthitparade «La Liste» sieht das «Epicure» gar auf Rang sieben der hundert besten der Welt. Fréchon hat moderne Klassiker geschaffen wie das im Ganzen in einer Schweinsblase gegarte Bresse-Huhn oder die Canneloni, gefüllt mit Artischocken und schwarzem Trüffel, kurz überbacken mit altem Parmesan und umgeben von einem getrüffeltem Geflügeljus und einer Suprême mit geschmolzener Foie gras. Das kleinformatige Gericht ist eine Umami-Tischbombe, die man nicht vergisst.

Meisterstück aus Schokolade

Mal kraftvoll, mal elegant: Die kurz gegarte, mit einem Pflferlingsragout gefüllte Seezunge ist mit hoher Präzision perfekt zubereitet. Zwei Austernkrautblätter etwa sind exakt

platziertes Quell eines intensiven Meeraromas, das die milde Pilz-Fisch-Kombination ergänzt, während eine genau dosierte Petersiliencreme für etwas ätherische Würze sorgt und eine leichte Sauce auf Fischfondbasis mit Vin jaune den harmonischen, feinsäuerlichen Boden für die umfassende geschmackliche Eleganz des Gerichts bildet.

Fréchons Kreationen bauen auf bekannten Luxusprodukten auf, wobei dazu auch Artischockenböden und -blätter gehören. Immer scheint dabei die Perfektion der Zubereitung im Zentrum zu stehen. Die Teller sind zwar tadellos angerichtet, aber man will lieber mit intensivem Geschmack als mit komplizierten Gerichten überzeugen. Ein handwerkliches Meisterstück ist zum Schluss der dünnwandige Schokoladenglobus, in dessen Innern sich in Gold gehülltes Eis und ein Mousse aus Manjari-Schokolade befindet. Daneben liegt eine Sphäre aus Earl-Grey-Tee, die das spektakuläre Dessert mit eleganten Bitternoten abrundet. Süss und bitter, golden und herb – gewissermassen die Formel für das «Epicure»: ein breites Spektrum innerhalb der klassischen französischen Kochkunst.

Restaurant Epicure, 112, rue du Faubourg Saint-Honoré, Paris. Tel. +33 1 53 43 43 40. Täglich geöffnet.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Drama-Queen

Der hochmotorisierte offene Jaguar F-Type SVR ist wie ein Song von Freddie Mercury: Dick aufgetragen, aber mitreissend. *Von David Schnapp*

Aus dem Tagebuch eines Auto-Testers: Am Montagmorgen hole ich bei strömendem Regen das Auto ab und bin zunächst einmal froh über den Umstand, dass es mit einem Allradantrieb ausgestattet ist. Bei Sportwagen, die vor lauter Kraft kaum gehen können – und dazu gehört die stärkste Ausbaustufe des Jaguar F-Type als SVR mit 575 PS –, sind nasse Fahrbahnen der unerfreuliche Teil des Jobs, solange die ganze Leistung an die Hinterachse

geleitet wird. Ich fahre also, während die Scheibenwischer vor mir durchs Bild pflügen, zurück nach Zürich, setze mich an den Schreibtisch, esse einen Salat und ein überraschend gutes Naturaplan-Pastrami aus dem Coop.

Dann weiter nach Luzern zu einer Besprechung und abends wieder nach Hause – ich habe also ausreichend Zeit, um darüber nachzudenken, was für ein Auto dieser F-Type SVR eigentlich ist, der mir als Cabrio in der Farbe «Firesand Metallic», einem nicht eben diskreten Orange-Ton, zur Verfügung steht. Am Heck lauert ein monumentaler Spoiler aus Carbon, der sich bei 97 km/h aerodynamisch vorteilhaft erhebt, um mehr Abtrieb nach dem Gesetz von Bernoulli zu erzeugen (die sich schneller bewegende Luft an der Unterseite des Flügels hat einen niedrigeren Druck als jene an der Oberseite, was zusätzlichen Abtrieb erzeugt, heisst es im Prospekt von Jaguar).

Und als ich gewissermassen wieder im Anflug auf Zürich bin, bringt Radio 1 etwas über Freddie Mercury, der heuer siebzig Jahre alt

geworden wäre, gefolgt von dem Song «Who Wants to Live Forever» seiner Band Queen. Der erschien zunächst auf dem Soundtrack von «Highlander – Es kann nur einen geben» und dann auf dem Queen-Album «A Kind of Magic» (1986). Ein pompöser Song (Kesselpauken, Symphonieorchester, Knabenchor), mit theatralischen Textzeilen, der trittsicher auf dem schmalen Grat zwischen Kitsch und grossen Gefühlen balanciert – ein typischer Queen-Freddie-Mercury-Song, gross und raumfüllend und so mitreissend, dass er nur einen völlig herzlosen Menschen kaltlassen kann.

Der F-Type SVR ist das perfekte Auto zu diesem Lied. Es untermalt die Arbeit des V8-Kompressormotors mit wenig diskretem Auspuff-Sound, der auf Knopfdruck noch lauter wird und das Unterbrechen der Benzinzufuhr gerne mit petardenartigen Knallern vertont. Wo ich zu Hause bin, in der urbanen Welt von Leuten, die wissen, was man anziehen, essen, sehen, hören muss, wird Queen nicht mehr auf den Coolness-Listen geführt. Man findet dort auch Autos, die laut und schnell sind, nicht empfehlenswert. Mir geht es mit dem Auto wie mit Queen: Ich könnte deren Musik nicht den ganzen Tag hören, aber jedes Mal, wenn ich es tue, bin ich beeindruckt von diesem Mut zur Grösse. PS: Es gibt übrigens auch ein Lied von Queen mit dem Titel «I'm in Love with My Car».

Jaguar F-Type AWD SVR Convertible

Leistung: 575 PS/423 kW, Hubraum: 5000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 314 km/h
Preis: Fr. 161.400.–





«So gesehen bin ich ein Glückspilz»: Independent-Rockmusiker Caws, 49.

MvH trifft

Matthew Caws

Von Mark van Huisseling — Bereits am Karriereanfang als *one-hit wonder* abgeschlossen, lebt er zwanzig Jahre später immer noch von Musik.

Ihr Jahr ist *busy*, Sie haben im Frühling ein Studioalbum veröffentlicht [«You Know Who You Are»] und jetzt ein Live-Album [«Peaceful Ghosts»]; mit dem Filmorchester Babelsberg, und Sie machen zwei Konzerttourneen...» – «Ja, das stimmt etwa; ich bin aber nicht immer so ausgelastet, zuvor haben wir vier Jahre kein Album gemacht.» – «180 Tage des Jahrs *on the road* – haben Sie sich das so vorgestellt vor zwanzig Jahren, als Sie angefangen haben als Profi-Musiker?» – «Von Beruf Musik zu machen, war eine Art Träumerei, und damit meine ich weniger, es sei mein grösster Wunsch gewesen, mehr, dass es etwas Unreales war. Darum hatte ich auch keine klare Vorstellung, es war nebulös, das ist es immer noch. Obwohl ich inzwischen erkannt habe, dass Musik zu machen mein Ding ist. Und dass es Leute gibt, die hören wollen, was wir machen, immer noch. So gesehen bin ich ein Glückspilz.»

Matthew Caws ist der Sänger, Songschreiber und Gitarrist der Band Nada Surf aus New

York. Dabei handelt es sich um eine Indie-Rock-Band, das heisst, die Musiker sind independent, unabhängig, haben also keine grosse Plattenfirma, die Vorschüsse und Gagen zahlt, stattdessen bezahlen sie alles selbst, zum Beispiel mit Einnahmen von Live-Shows; dafür sind sie künstlerisch frei. 1996 veröffentlichten Caws und seine Kollegen ihren ersten und bisher einzigen Hit «Popular». Dieser verschaffte der Band Bekanntheit, führte aber dazu, dass sie als *one-hit wonder* wahrgenommen wurde; vom ersten Album «High/Low» wurden ungefähr 350 000 Exemplare verkauft, die Verkäufe und Downloads des aktuellen Albums «You Know Who You Are» erreichten bisher 35 000 Stück oder zirka zehn Prozent davon. Die Musik wurde und wird von Kritikern mehrheitlich für gut befunden – in der *New York Times* etwa wurde Matthew Caws als «Rockstar einer klirrenden Band» beschrieben. Er ist seit diesem Sommer verheiratet und

hat einen zwölfjährigen Sohn aus einer früheren Beziehung. Er wohnt in Brooklyn und in Cambridge, England, wo sein Sohn und dessen Mutter leben. Dieses Gespräch fand statt vor dem Zermatt-Unplugged-Festival im «Kaufleuten», Nada Surf war einer der Headliner; ihre nächsten Schweizer Auftritte finden statt am 16. November in Luzern («Schüür») sowie am 19. in Freiburg («Fri-Son»).

«Ihre Songs werden von Kritikern und Ihrem Publikum für gut befunden, aber der wirtschaftliche Erfolg hat nicht stattgefunden – versuchen Sie, Hits zu schreiben, oder sind Sie zufrieden mit der Independent-Star-Stellung?» – «Theoretisch versuchen wir schon, einen *smash hit* rauszubringen, aber praktisch nicht. Wir finden zwar, wir machen Musik für die Masse, aber wahrscheinlich leben wir in unserer Fantasiewelt. In der Realität sind wir nicht gut genug im Imitieren von dem, was andere Künstler, die Hits haben, herausbringen.» – «Gibt es eine Formel, wie man einen Hit schreibt?» – «Ich glaube nicht. Obwohl eine Freundin, die beim Radio arbeitet und von der ich viel halte, mir gesagt hat, wie es geht: Du fängst mit einem *instrumental hook* an, dann muss es um Sehnsucht gehen, und weiter braucht es das, was Jennifer Egan in ihrem Roman «A Visit from the Goon Squad» die «Clearmountain pause» nennt, also auf dem Höhepunkt eine Pause einlegen. Das ergibt angeblich einen Hit ... Nein, ich hab keine Ahnung, wie man einen Hit schreibt.»

«Ist es Ihnen wichtig, cool zu sein?» – «Eine Zeitlang konnte ich nicht anders, als cool sein zu wollen. Ich hoffe, das liegt hinter mir, und ich glaube es. Ich glaube nicht mehr an Coolness und nicht an Ironie im Sinn von «Ich trage diesen Hut ironisch...» Nein, das tust du nicht, du magst diesen Hut. Und das ist in Ordnung.» – «Ihr Song von 1996, «Popular», hat Sie zu einem Indie-Star gemacht ...» – «Das ist übertrieben, das Video war erfolgreich.» – «Damals waren Sie 29, und es war bestimmt super, ein Indie-Star zu sein. Wie ist es mit 49?» – «Das ändert sich nicht mit dem Alter. Ich fand es am Anfang super, als Journalist Erfolg zu haben [er schrieb für die Fachzeitschrift *Guitar World*]. Und wenn ich noch Journalist wäre, fänd' ich es immer noch super, Erfolg zu haben. Oder stört es Sie, wenn Sie noch Erfolg haben als Journalist?» – «Nein, aber es fällt mir ein wenig auf die Nerven, wenn Leute sagen, ich hätte einen guten Artikel geschrieben – vor fünfzehn Jahren.» – «Oh, aha, ich sehe. Nun, ich habe gutes Training gehabt, so dass mir das nichts ausmacht – ich wurde schon am Anfang meiner Laufbahn als *one-hit wonder* abgeschlossen. Danach haut einen nichts mehr um. Und, nebenbei, Sie haben einen guten guten Artikel geschrieben – vor fünfzehn Jahren.»

Sein liebstes Restaurant: Trattoria Arlati, Via Alberto Nota 47, Mailand, Tel. +39 02 643 33 27



ROLEX

DIE CELLINI

Eine Huldigung an die traditionelle Uhrmacherkunst, die zeitlose
Eleganz mit einem Hauch von Moderne verbindet.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



CELLINI TIME

BUCHERER

1888

bucherer.com